

Dr. Uwe Krause

Der Auserwählte

Band 1


Agent der Weißen Väter

Dr. Uwe Krause

Tony Tanner - Agent der Weißen Väter

Band 1

Der Auserwählte

www.geisterspiegel.de

Cover © 2009 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Tony Tanners Tagebuch

London. Meine Wohnung ist so kalt und leer. Francine hat mich verlassen. Sie wollte nicht mehr damit leben, dass ich »nie da« bin. Kinder wollte sie, eine Familie. Dass ich viele wichtige Sonderaufgaben für die britische Regierung habe – wie sollte ich es ihr sagen?

Verantwortung? Ich mache alle Reisepläne für die Royals und die britische Regierung, ich wähle Hotels und treffe die Sicherheitsvorkehrungen. Meinen Job eben. Francine, du wolltest, dass nur du wichtig bist, und meine Verantwortung solltest du sein. Nicht mein Job in der British Travel Agency.

Francine, du brauchtest einen Clerk, und ich war keiner. Ich bin immer unterwegs; wo es ging, hast du mich begleitet, beim Vorchecken von Hotels und dem Bereisen von Stationen, die von Staatsgästen besucht werden sollen. In letzter Zeit bist du nicht mehr mitgefahren. Ich bin wehmütig. Francine, unsere schöne Zeit, ich liebe dich. Ich habe das, was an dich erinnert, Francine, weggegeben, ich möchte nur das eine Bild behalten. Dein Bild in meinem Herzen. Es gehört zu meiner Geschichte. Etwas habe ich noch, die kleine Statue, die wir in Ägypten gekauft haben. Gekauft ist ein wenig untertrieben. Der Alte im Basar von Alt-Kairo hat sie mir regelrecht aufgedrängt, er ist uns nachgelaufen, ich habe einen Spottpreis bezahlt, weißt du noch, Francine? Die kleine Statue. Sie ist echt, sie ist wertvoll. Sie stellt den Hermes Trismegistos dar. Und er wollte sie unbedingt uns geben; wusste er nicht, dass sie kostbar ist?

Heute werde ich sie verkaufen, Francine, diese kleine Statue, die mich an uns beide erinnert.

Mr. Dorkas, der Antiquitätenhändler

Mr. Dorkas übertrug gerade die Handschrift aus einem alten Buch in ein selbst gezeichnetes Schema. Er war mit der Übersetzung aus einem späteren Jahrhundert unzufrieden und hatte schon einige Hinweise auf Ungenauigkeiten entdeckt und doku-

mentiert. Zudem hatte er festgestellt, dass bestimmte Buchstaben kleine Zinken hatten, und er stellte sie nun in eine neue Reihenfolge, um daraus einen verborgenen Text zu gewinnen. Einzelne Wörter hatte er auf diese Weise schon entdeckt: WISSEN, SU-
CHE, BUCH. Mr. Dorkas war völlig vertieft. Endlich bot sich ihm ein Schlüssel an, der seine wissenschaftliche Suche bereichern würde, wie er hoffte. Doch die Ladenklingel riss ihn aus seiner Konzentration. Missmutig ging er aus dem Hinterzimmer ins Geschäft und hoffte, den Kunden bald wieder loszuwerden.

»Mein Name ist Tanner«, stellte sich der Kunde vor. »Ich möchte gern diese Figur verkaufen, es ist ein Hermes Trismegistos. Vielleicht haben Sie daran Interesse, oder vielleicht kennen Sie einen Interessenten?«

Mr. Dorkas blickte seinen Kunden an, der nun ins Licht der Thekenlampe trat, um die Figur auszuwickeln. Dorkas näherte sich dicht an Tony Tanners Gesicht und forschte darin.

Tony wurde dabei etwas unwohl. Der dickliche Herr Dorkas, was sollte diese Nähe? Er blickte sich kurz im Laden um. Auf alten, durchgebogenen Regalen standen und lagen verschlissene Bücher, dazwischen antike Gegenstände, Präparate in blinden Gläsern, Mikroskope, eine Schlangenhaut wellte sich über ein staubiges Klavier, das über und über mit Stapeln alter Zeitschriften zugepackt war. Die Wände hingen voll mit wahllos verteilten, dunklen Bildern.

Dorkas' Atem war nun ganz nah bei ihm.

Tony musste diesen merkwürdigen Bann einfach brechen und sagte: »Entschuldigung, ich habe mich nicht rasiert. Bin nicht dazu gekommen!«

»Nein nein, ich – ich glaubte, dass ich Sie kenne, bitte entschuldigen Sie. Tanner, Ihr Name ist mir nicht bekannt. Aber Ihre Augen, Ihr Gesicht – ich möchte Sie etwas fragen?«

»Oh, fragen Sie bitte. Ich bin viel unterwegs auf der Welt. Eigentlich habe ich ein gutes Gedächtnis für Menschen, denen ich bereits begegnet bin. Aber ich glaube, wir kennen uns nicht. Ich

fahre allerdings des Öfteren an Ihrem Geschäft vorbei, habe auch schon mal versucht, durch die Scheiben hineinzuschauen, und jetzt, wo ich diese Figur hier gern verkaufen möchte ...«

Dorkas schob Tony zur Seite und machte einen verstaubten Stuhl frei. Tony setzte sich vorn auf die Kante der Sitzfläche, und Dorkas fand einen Platz auf einer Truhe neben einem Packen Schellackplatten. »Sagt Ihnen der Name Weiss etwas, Mr. Tanner? Es ist ein deutscher Name!« Dorkas wirkte wie elektrisiert. Er nahm Tony die kleine Statue aus der Hand, und der Gedanke an seine Studien in dem alten Buch war völlig verfliegen.

»Weiss, deutsch. Nein, ich spreche zwar auch Deutsch, das bringt mein Beruf mit sich, aber Weiss als Name, nein, keine Erinnerung an jemanden mit diesem Namen!«

Dorkas bot Tony Tee an. Tony hatte Zeit, und etwas Gesellschaft in der momentanen Leere tat ihm gut. Dorkas plauderte los, aber Tony hatte das Gefühl, dass alles, was Dorkas sagte, eher versteckte Fragen waren.

»Ja Deutschland, ich war einmal in Bad Wildungen und in Kassel. Schön dort, habe dort einen Sammler für syrische Öllampen. Unverheirateter Mann, lebt für seine Sammlung, großer Experte. Sammeln Sie auch?«

»Nein, kann man nicht sagen. Es muss auch Unverheiratete geben die nichts sammeln!«

»Na ja, die Familie. Wir wollen einmal sehen – ein Hermes. Diese Figur ist sehr schön und selten, ist sie aus Ihrer Familie?«

»Ich habe sie in Kairo gekauft. Es freut mich, dass sie Ihnen gefällt. Was mache ich damit, ich möchte sie nicht mehr besitzen, die Erinnerung – ich möchte eine Erinnerung löschen!«

»Herr Tanner, Erinnerungen können nicht gelöscht werden. Man kann sie vielleicht auf ein Abstellgleis schieben, sie vergehen aber nie, ja, ich habe sogar die Theorie, dass sie weitervererbt werden kann, die Erinnerung. Aber verzeihen Sie mir meine esoterischen Überlegungen. Lassen Sie die Figur hier in Kommission, ich denke, dass ich schon bald einen Interessenten

dafür habe. Schauen Sie doch bitte wieder rein, vielleicht übermorgen? Ich würde mich wirklich sehr freuen!«

Tony trat gedankenvoll aus dem Laden. Dieser Dorkas, war der vielleicht schwul? Und dieser Name Weiss, das hatte eine Bedeutung, wie das ganze Treffen mit Dorkas irgendeine Bedeutung haben musste, diese Fragen, dieses ungespielte Interesse, Bad Wildungen? Was war mit Bad Wildungen?

Tony Tanners Tagebuch

London. Ich habe schwer geträumt. Gestalten haben nach mir gegriffen, und ich habe mich klein und sehr schwach gefühlt. Werde mich heute im Fitnessstudio bei Harpers wieder aufbauen müssen. Monster mit qualligen Leibern, und ich wusste im Traum, dass man sie »Wildungen« nennt; hatte einen Arm gelähmt. Ich übersetze mir das so, dass die Einsamkeit mich quält und mein leeres Bett, Francines Duft. Der Arm ist mein Teil von Francine, jetzt ist er lahm, weil sie weg ist. Ich wollte sie anrufen, aber ich erreiche sie nicht, und ein Bekannter sagte mir, sie sei nach Wales zu Verwandten gefahren.

Tony Tanner kam erschöpft, aber glücklich aus Harpers Body-Studio. Er hatte ein tüchtiges Programm hinter sich und einige Versäumnisse der letzten Wochen aufgeholt. Jane Harper, die alle Baby Jane nannten, hatte ihn gelobt und ihm eine neuartige Lotion für nach dem Duschen geschenkt. Babys Lob prickelte auf seiner Seele und die Lotion auf seiner Haut, und er würde jetzt zur Carving Knife Inn gehen, um sich ein Tartan Bitter schmecken zu lassen und zu sehen, ob sich noch einer von den alten Kumpels dort sehen ließ.

Zur Carving Knife musste er nicht weit gehen. *Babys Lob tut mir gut*, dachte er, *und Wildungen greifen mich an*. Alles ist so anders, seit Francine fort ist, was geht vor mit mir? Bei einem zweiten

Bitter wollte er dann nachdenken, wie alles weitergehen würde; nie vorher hatte er sich innerlich so unruhig und angespannt gefühlt.

Er trat auf die Fahrbahn und hatte sie schon über die Hälfte überquert, als von rechts ein Wagen auf ihn zuraste, viel zu schnell, viel zu plötzlich. Tony konnte im Nachhinein nicht mehr sagen, wie er es im letzten Moment geschafft hatte, aus dem Weg zu kommen. Vor Sekundenbruchteilen hatten ihn noch die Scheinwerfer des Wagens geblendet, jetzt lehnte er heftig atmend an einer Hauswand und rieb sich die schmerzende Schulter. Das Auto verschwand mit aufheulendem Motor in der Brompton Road.

Tony konnte kaum glauben, dass die Schmerzen von dem heftigen Anprall an die Hauswand stammten, zuerst hatte er geglaubt, der Wagen habe ihn wirklich gerammt. Er ließ sich einige Sätze mit »blöder Idiot« und »endseniler Rowdy« einfallen, säuberte dann seinen Mantel und suchte seinen Hut.

In der Carving Knife trafen nach und nach die jüngeren und älteren Junggesellen ein. Frauen ließen sich hier eigentlich nie blicken, was kein Wunder ist, da Carving Knife eigentlich im Cockney-Reim »Frau« bedeutet, aber mit dem Hintergedanken Frauen als schartige, bissige Messer bezeichnet. Die üblichen Gäste dachten hier über sich und das Leben, die Steuern und die Frauen nach, tranken ein paar Biere und hörten der Musik oder einem Gespräch am Nebentisch zu. Tony ärgerte sich über seinen angeschlagenen Arm und sinnierte beim Bier, schaute in die blitzenden Spiegel und Gläser hinter der Theke und verschluckte seinen Ärger. Ein Mann neben ihm philosophierte über Tony Blairs Körpergröße im Verhältnis zu seiner Schlagfertigkeit, ein anderer wollte diese Gedanken um Spekulationen über Blairs Sexleben bereichern. Nach einer Stunde war Tony Tanner beruhigt, hatten doch andere Leute wohl ganz andere Probleme als er. Er beschloss, nach Hause zu gehen. Er bezahlte mit einigen blassgoldenen Pfundstücken. Als er zur Garderobe ging, waren

sein Mantel und sein Hut weg, geklaut, das musste ja so kommen, dachte sich Tony, an einem Tag wie diesem, jetzt kommt die schwarze Zeit in deinem Leben. Er fragte in die Runde, ob jemand etwas gesehen habe.

Zwei Gäste sprangen auf und meinten, der »Kerl« sei doch eben erst mit Hut und Mantel zur Tür hinaus, den müsse man noch kriegen, und andere waren sofort bereit, mit Tony auf die Straße zu laufen, um den »Kerl« zu fangen. Einige ballten kampfeslustig die Hände. Tony lief auf die Straße, und die anderen folgten mit einem unübersehbaren Sicherheitsabstand.

War es denn ihr Mantel, der da gestohlen worden war?

Die Lichter von Reklamen, Laternen und Fenstern glitzerten auf der regennassen Straße.

Tony sah sich um. Dann knallte etwas weiter weg ein Schuss, und Passanten begannen dort zu rufen. Tony sprintete los. Autos hielten an. Leute stiegen aus. Tony erreichte eine kleine Gruppe von Menschen, die sich um den Mann am Boden geschart hatten. Ein älterer Herr hielt den Sterbenden in den Armen und redete auf ihn ein, dass gleich der Krankenwagen kommen würde.

Tony erkannte seinen eigenen teuren Burberry-Mantel sofort an dem Verletzten.

Der Dieb war ein alter Mann mit grauen Bartstoppeln, der ihn rührend anlächelte, als wolle er sagen: Diesmal ist es nicht gut gegangen.

Tony hob seinen Hut auf, der heute zum zweiten Mal im nasen Dreck lag, und suchte wieder die Augen des Alten.

Der Alte lächelte noch immer. Fratzenhaft. Er war soeben gestorben.

Tony fühlte einen dumpfen Schmerz in sich. Er blickte umher und drehte seinen Hut verlegen in den Händen. Gegenüber fuhr gerade eine schwere Vandenplas-Limousine los. Hatte der Hellhaarige am Steuer herübergesehen und gegrinst? Tony hatte plötzlich ein ganz neues Gefühl in sich, etwas, was ihm sagte,

dass er vorsichtig sein müsse, wachsam, nichts dürfe ihm mehr entgehen. Er horchte in sich hinein. Es war keine Angst. Es war das Gefühl eines ungeheuren Mutes.

»Wer knallt denn einen alten Mann nachts in London ab?« Constabler Wyman wusste darauf keine Antwort.

Tony und die anderen Kneipenbesucher erklärten die Geschichte vom gestohlenen Mantel, den jemand jetzt hochgeschlagen hatte, um damit das Gesicht des Toten zu bedecken. Tony fröstelte. Constabler Wyman ließ ihm gegenüber keinen Zweifel an seiner Theorie, dass der Anschlag vielleicht auch dem Besitzer des Mantels gegolten haben konnte, und Tony setzte seinen nassen Hut auf und stapfte gedankenschwer nach Hause.

Tony Tanners Tagebuch

London. Am Montag, dem ersten Arbeitstag nach dem Wochenende, wurde meine Kollegin Peg schwer vergiftet, weil sie von meinem Schreibtisch eine Flasche mit Korrekturflüssigkeit genommen und benutzt hatte, wobei der Flasche gefährliche Gase entströmten. Zwar gibt es auch die natürliche Erklärung eines Produktionsfehlers, aber die Ereignisse vor dem Wochenende haben mich nachdenklich gemacht. Die »Wildungen« scheinen real zu werden. Ich bin vorsichtig geworden.

»Hallo Mr. Dorkas, hier spricht Tony Tanner. Ja. Wir waren verabredet wegen der Statue des Trismegistos, ich konnte leider nicht kommen. Haben Sie schon eine Neuigkeit für mich?«

Tony lauerte auf irgendeinen emotionalen Unterton in Dorkas Stimme.

»Ich glaube, Mr. Tanner, ich werde die Statue selbst behalten. Es ist dumm, so etwas zu sagen, aber ich halte es lieber mit der realen Seite des Geschäftslebens. Also, ich würde sie ganz gern selbst behalten, wenn ich sie bezahlen kann. Ich will nicht ver-

hehlen, dass es ein wertvolles Stück ist, aber vielleicht können wir uns beim Preis treffen. Das sollten wir nicht am Telefon besprechen, wollen Sie nicht auf einen Sprung vorbeikommen?«

»Gut. Leider geht es nicht in dieser Woche. Ich muss morgen nach Bombay, Sie müssen wissen, dass ich für das staatliche Reisebüro arbeite. In der kommenden Woche bin ich zurück ...«

»Oh, Sie sagen Bombay, Herr Tanner, lassen Sie mich einen Moment nachdenken, das könnte sich treffen! Würden Sie mir einen Gefallen tun, vorausgesetzt, Sie hätten etwas Zeit in Bombay?«

»Kommt drauf an, Zeit habe ich sicher ...«

»Haben Sie keine Sorge. Wenn Sie meinen Kollegen dort besuchen könnten, er hat einen Laden in Bombay, und ihm Grüße ausrichten würden, wissen Sie, es ist ein sehr guter Laden, und Sie können dort sicher auch seltene Stücke finden, und er wird Ihnen sicher faire Preise machen ...«

Der drängelt mich ja ganz schön, dachte Tony Tanner, und preist mir den Laden ja regelrecht überschwänglich an. »Soll ich vielleicht etwas für Sie schmuggeln, bei so was bin ich kein Neuling!«

»Oh, Sie haben mich missverstanden, das meine ich nicht. Aber ich bin sicher, dass es sich für Sie lohnt, also, versprochen?«

»Gut. Ich berichte Ihnen, wenn ich zurück bin. Wie ist die Adresse?«

»Herskin Road 111. Sein Name ist Ranga Prabhubad. Er spricht ganz gut Englisch.«

»Gut. Herskin Road 111. Ranga Prabhubad. Bis nächste Woche, Mr. Dorkas!« Dorkas legte auf und strich sich über die Augenbrauen. Er hatte Tony Tanner nicht die ganze Wahrheit gesagt. Ranga Prabhubad war kein Kollege. Er kannte ihn nicht einmal. Aber er hatte seine Anschrift und seinen Namen. Die Adresse hatte er in der Hinterlassenschaft von Fritz Weiss gefunden.

Die Espresso-Bar von Arcangelo Celestini lag an einer kleinen Seitenstraße, keinen Steinwurf von einem wenig genutzten Seiteneingang des Vatikans entfernt. Dieses diskrete Tor, nicht mehr als ein hohes Doppelportal in der ansonsten schmucklosen Rückfront eines der vatikanischen Ämter, war bei Kirchendiplomaten beliebt, sodass von Zeit zu Zeit schwere Limousinen mit leise brummenden Motoren hindurchschwankten und jedes Mal in Gefahr gerieten, sich die Außenspiegel an den Wänden der eng stehenden Häuser abzubrechen. Natürlich gab es auch Diener der Kirche, die das Tor zu Ausflügen in jene weit weniger löblichen Gefilde nutzten, die man dem Zuständigkeitsbereich der direkten Konkurrenz der Seelen rettenden Mutter Kirche zuschreiben musste.

Arcangelo Celestini hatte sie alle in seiner Bar gesehen, diese kirchlichen Würdenträger, unter deren sorgfältig eingeübtem Frömmertum die Geilheit alternder Lebemänner sichtbar wurde, während sie in der Verkleidung eines Bankangestellten das Ende eines Ausfluges in die Verschlingungen körperlicher Begierde mit einem Espresso feierten; biedere Landpfarrer, die mit einer Mischung aus verstohlener Faszination und robuster Empörung durch das Sündenbabel der Ewigen Stadt wandelten; junge Priesterschüler mit glatten Gesichtern und sittsam niedergeschlagenen Blicken, alle noch im arroganten Aufschwung zum Stadium der persönlichen Heiligkeit und unbeleckt von der unweigerlich kommenden Stunde, in der die verfluchte Schwäche der menschlichen Natur ihnen die Flügel verbrennen würde, um sie zu zynischen Karrieristen oder lächelnden Weisen zu machen.

Und dann die Touristen – Blümchenkleider, Sandalen, Shorts – dazu die unvermeidliche Videokamera, ersatzweise ein Kulturführer, auf der Suche nach dem »echt italienischen Ambiente«; Liebespaare, die fast noch in der Bar übereinander herfielen, siamesische Zwillinge, gierig Blicke von den Augen des anderen saugend, Pärchen, bei deren Anblick er fast schon das Aneinan-

derklatschen schweißbedeckter, nackter Körper in einem der billigen Hotels der Umgebung zu hören vermeinte.

Arcangelo Celestini kannte sie alle, begrüßte sie alle mit einer Freundlichkeit, die nicht nur geschäftsmäßig war, und servierte ihnen seinen berühmten Espresso mit der leicht arroganten Eleganz des echten italienischen Kellners.

Aber dieser Mann, der vor einigen Minuten die Bar betreten hatte, beunruhigte Arcangelo Celestini. Es war nichts am Äußeren des Besuchers, das seine innere Alarmklingel in unangenehme Schwingung versetzte. Der Mann war durch die Tür gekommen, hatte sich am Tresen postiert, die Hände auf die blank polierte Marmorplatte gelegt und einen Grappa bestellt. So stand er seither, ohne eine Regung. Er stand vor seinem Abbild, denn die Rückwand der Bar war völlig verspiegelt. Aber der Fremde betrachtete sich mit jenem lieblosen Desinteresse, das ein Reptil seiner Umgebung widmen mochte, wenn es gerade nicht in Jagdstimmung war.

Das war es wohl – dieser Hauch völliger Fremdheit, absoluter Abgeschiedenheit, die diesen Mann umgab. Er wirkte wie ein Tiefseetaucher, wie ein Astronaut auf einem lebensfeindlichen Planeten, vielleicht sogar wie ein Roboter, der sich in diesem Moment selbst in den Ruhezustand geschaltet hatte. Sein Name war Jeremy Steele.

Jeremy Steele war ein hartknochiger Mann mit einem verbissenen Gesicht. Alter und Gram hatten seine Haut ebenso zerfurcht wie die Mühlen und Entbehrungen, die er immer wieder auf sich nahm, um seinen Körper zu stählen. Seine Augen wirkten gleichmütig, konnten aber unvermutet aufblitzen und hatten dann die Kälte von blauem Eiswasser.

Steele bemerkte die Blicke des Barbesitzers. Ihm war klar, was jetzt in dessen Kopf vorging. Es war ihm egal. Solche Dinge betrafen ihn nicht. Er wartete.

Die beiden Männer, auf die er wartete, kamen pünktlich. Sie betraten die Bar, zögerten an der Schwelle, schließlich kam einer

auf ihn zu.

»Signore Steele?«, fragte er.

Steele nickte. Mit einem Ruck, als müsse eine eingerostete Maschinerie gewaltsam aus der Lethargie gerissen werden, leerte er sein Grappaglas und bestellte drei Espresso. Die beiden Männer lehnten sich in eleganter Lässigkeit neben ihn an den Tresen. Derjenige, der ihn zuerst angesprochen hatte, holte einen Umschlag aus der Tasche. Der andere Mann sagte nichts, schaute aber aufmerksam in der Bar umher. Zuständig für die Sicherheit, dachte Steele.

Arcangelo Celestini fächerte aus dem Handgelenk drei Untertassen auf die Marmorplatte.

Steele schob sie unwillig zur Seite, um Platz zu schaffen.

In dem Umschlag war nur ein Blatt Papier. Der Mann zog es feierlich heraus und drehte es so, dass Steele die bedruckte Seite sehen konnte. Es handelte sich um eine Fotokopie. Oben und unten waren parallele schwarze Streifen zu erkennen. Steele brauchte einen Moment, um die Ursache dieser Markierungen zu erkennen. Das Originalblatt hatte offenbar schon in dem Hackwerk eines Reißwolfes gesteckt.

Der Finger des Mannes glitt die Liste entlang bis zu einem Namen, fuhr dann nach rechts auf eine handschriftliche Eintragung. »Telefonische Stornierung, 21.15«, war dort zu lesen.

Steeles Herz schlug kräftiger. Er hatte den Kopf des Formblattes gesehen. Italia Regionale, Flug 766, Palermo – Bologna, 21.20 ab, 22.55 an, 17. Mai 1992.

Der Tag, an dem sein altes Leben aufgehört hatte, zu existieren. Der Tag, der Steele erschüttert und vollkommen verändert hatte. Seine stummen Vorwürfe an unbekannte Mächte und Götter hatte Jeremy Steele längst eingestellt. Es gab es keine Gewöhnung an den Schmerz dieses Tages, keine Gnade des Vergessens, nicht einmal der Segen sanften Dämmerns in der schattigen Kühle einer gnädigen Verblödung war ihm vergönnt.

Im Gegenteil, der Schmerz wurde stärker und stärker, klarer, schärfer, schneidender wie die Klinge eines Bajonettes, das wieder und wieder über den Wetzstahl gezogen wird.

Da standen die Namen: Helena Steele-Alessi, Albano Steele, Julia Steele, Franko Steele, Romina Steele. Buchstaben, Namen, Spuren eines Lebens, das einmal das seine gewesen war.

Er begegnete ihnen täglich – eine Wand in seiner Wohnung war mit einem plakatgroßen Bild seiner Familie bedeckt. Einer Familie, die schon aufgehört hatte zu existieren, bevor der Film aus der Kamera genommen worden war. Da standen sie zusammen – Helena, seine Frau, schaute aus großen braunen Augen, die aber nur denjenigen täuschen konnten, der die energischen Linien übersah, die sich neben ihrem Mund eingegraben hatten.

Daneben Romina, die Älteste – sie kam auf ihn, eher ein nordischer Typ, blauäugig, eine klare Schönheit mit scharfem Verstand, eine Mischung aus Jungfrau von Orleans und Florence Nightingale, ebenso schnippisch wie sensibel und in permanentem Grabenkrieg mit ihrem Bruder Albano.

Der hatte sich wohlweislich möglichst weit von der Schwester entfernt platziert und bemühte sich, seinem milchbärtigen Jünglingsgesicht einen Ausdruck zu geben, den er Alain Delon in »Der eiskalte Engel« abgeschaut hatte. Albano war in dem Alter gewesen, in dem er begonnen hatte, mit seinem Vater »Männergespräche« zu führen, er war der ideale Partner, um über die Leistungen von Fußballern und Boxern herzuziehen, der Genosse nächtlicher Chips-, Schokolade- und Fernsehorgien, bei denen Vater und Sohn in kichernder Kumpanei per Fernbedienung den Pornofilm wegdrückten, wenn Helena schlaftrunken in den Raum kam und unnötigerweise Bemerkungen über Cholesterin, Insulin und langes Aufbleiben verteilt hatte.

Dann die Zwillinge – Julia, schon in ihrem Kindergartenalter eine herzerreißende Schönheit mit dunklen, fragenden Augen, drängte sich an ihre Mutter.

Franko, die Nervensäge, der Zappelphilipp, das kleine Genie,

war auf die Arme seines Vaters geklettert. Jeremy Steele konnte sich Frankos Engels Gesicht ohne die kleinste Spur einer Regung anschauen. Seit jener Nacht ..., Steele erinnerte sich an jeden Moment.

Das Warten auf dem Flughafen, der Blumenstrauß und die Geschenk, die er gekauft hatte, die freudige Erregung des Wiedersehens, die Ungeduld, als die Verspätung der Maschine angezeigt worden war, der Moment kalten Erschreckens, als der Flug von der Anzeigetafel gelöscht worden war, das Pochen des Herzens, als im Hintergrund Unruhe entstanden war, Flughafenangestellte bleichen Gesichts durch Sperrgitter liefen, dann der eine, ältere Priester mit dem teigigen Gesicht, der auf ihn zugekommen und nach seinem Namen gefragt hatte, während seine Blicke sich wie ein ekliges, feuchtes Tuch auf Steeles Gesicht gelegt hatten.

»Signore Steele, bitte kommen Sie, hierhin, etwas abseits, setzen Sie sich bitte. Signore Steele, Sie müssen jetzt sehr stark sein ...«

In den letzten Jahren hatte er mit Dutzenden von möglichen Informanten gesprochen, mit geschwätzigem, verschwiegenem, klugen, dummen, geldgierigen. Zuerst war ihm der Umgang mit Menschen schwergefallen. Helena war seine Mittlerin zu dieser Welt gewesen, seine Diplomatin, sein Lotse in den Fahrwassern gesellschaftlichen Umgangs. Aber er hatte dazugelernt.

Inzwischen konnte er schon aus Anblick, Gestik, Bewegung mehr über einen Menschen herausfinden, als der vielleicht selbst über sich wusste. Dabei interessierte sich Steele keineswegs für seine Mitmenschen. Ihn interessierte nur eine Frage: Warum war es geschehen?

Und so hatte er Fluglotsen befragt, die von dem plötzlichen Verschwinden eines Punktes auf dem Radarschirm wussten und von dem Auftauchen eines oder zwei oder drei anderer Flugzeuge.

Er hatte Zivilangestellte auf NATO-Basen bedrängt, ob dieses oder jenes Flugzeug zu dieser oder jener Zeit einen Übungsflug mit scharfen Waffen absolviert hatte – hatte es alle Raketen zurückgebracht – kommt es vor, dass sich Waffen aus der Halterung lösen – wie war der Flugplan – wer waren die Piloten – wie alt war die Unglücksmaschine – letzte Meldung vor dem Absturz – wie groß der Bereich, in dem die Trümmer verteilt waren – große Trümmer – wurden Opfer an den Strand gespült?

Die offizielle Untersuchung war auf die übliche routinierte Art im Sande verlaufen. Die Fluggesellschaft ging in Konkurs, die Akten wurden geschlossen, die Medien fanden sehr bald lohnendere Themen. Nur Steele suchte weiter. Vielleicht war sein Verdacht nichts als der geistige Kurzschluss eines zerstörten Menschen. Aber er hatte nichts anderes mehr. Er hätte sich ebenso in die Ecke setzen können, um zu sterben – und das wäre die gnädigere Möglichkeit gewesen. Aber sein verfluchtes Herz pochte weiter, der Schmerz suchte ihn jeden Tag heim, die Raserei der Trauer erschöpfte ihn, aber tötete ihn nicht. Und so forschte Steele, wurde misstrauisch und mit jeder Ausflucht, jeder Lüge, jeder Täuschung, auf die er traf, wuchs sein Zorn, und dieser Zorn war die Arterie, durch die er seinen Rachedurst in die Welt pumpte.

Schließlich war es Gewissheit geworden.

Ein NATO-Offizier hatte ihm Informationen zugesagt. Er war nicht zu dem Treffen gekommen. Drei muskulöse, glatzköpfige Burschen waren an seiner Stelle erschienen, die Steele profihaft zusammengeschlagen und ihm angedeutet hatten, dass er von jetzt an nicht mehr an Dinge rühren solle, die ihn nichts angingen.

Steele hatte den Schmerz mit einer seltsamen Lust ertragen, während er verkrümmt am Boden lag und die Männer ihre Worte mit Tritten von schweren Militärstiefeln verständlicher machten.

Er hatte eine Woche im Krankenhaus gelegen und dann mit der fanatischen Körperfeindlichkeit eines Wüstenasketen begonnen, eben diesen Körper wieder zu trainieren. Er spannte sich in die Geräte von Bodybuilding-Studios, ließ sich als Sparringspartner verprügeln und dienerte vor Kampfsportlehrern, die hauptberuflich für die chinesischen Triaden Schutzgelder eintrieben.

Steele war kein übler Kämpfer. Seine Vergangenheit als Backergeant in der US-Army war noch nicht verblasst. Und er wurde mit jedem Tag besser.

Steele hatte sein Training beendet, als er den lokalen Champ, dem er als Sparringspartner diente, im Ring windelweich geschlagen hatte. »Das Tier«, wie ihn seine Sportkollegen inzwischen nannten, war losgelassen. Die Tage der Rache hatten begonnen.

Er hatte den NATO-Offizier aufgestöbert. Dieser konnte nach Steeles unmissverständlichen Aufforderungen trotz mehrfach gebrochenen Kinns noch etwas über libysche Kampfjets in Küstennähe murmeln, und von NATO-Einheiten, die damals zur Abwehr aufgestiegen waren.

Wenig später hatten Jogger in einem Waldstück die windelweich durchgeprügelten Körper von drei kahlköpfigen Soldaten gefunden. Sie hatten jede Aussage verweigert, und die

Armeeführung hatte den Vorgang als Schlägerei unter Angehörigen der Truppe bestraft und zu den Akten gelegt.

Steele war sich bewusst, dass er nun endgültig zugleich Jäger und Gejagter geworden war. Die Tage der Rache. Er hatte von einer seltsamen Befriedigung zu trinken begonnen, aber kein Hieb in ein fremdes Gesicht stillte seinen Durst.

Jetzt stand er mit diesen Leuten in einer Espresso-Bar, und wieder wollte er seinem Ziel einen weiteren Schritt näher kommen. Steele ließ den brühend heißen Espresso über seine Lippen rinnen, ohne zu zucken.

»Sonst noch Informationen?«, fragte er den Mann mit dem Umschlag.

Der verneinte kopfschüttelnd. »Es war schon schwer genug, an diesen alten Wisch heranzukommen.«

»Ich danke Ihnen.« Steele zog seinerseits einen kleineren Umschlag hervor und hielt ihn dem Mann hin.

Der nahm ihn und schob ihn in die Tasche. »Wollen Sie die Kopie mitnehmen?«, fragte er Steele.

»Nein danke. Ich weiß, was ich wissen muss.«

Steele bezahlte, indem er achtlos einen viel zu großen Schein auf den Tresen warf, und verließ die Espresso-Bar. Seine Hände hatte er in die Manteltaschen vergraben, er ging nach vorn gebeugt, wie ein Mann, der wütend gegen einen Sturm anläuft. Arcangelo Celestini atmete erleichtert auf.

Tony Tanners Tagebuch

London. Morgen fahre ich nach Bombay, den Besuch unserer Königin vorbereiten. Muss nachdenken. Sollte jemand wirklich Anschläge auf mich vorhaben? Ich fühle mich in etwas hineingezogen und weiß nicht, wie ich es erkennen soll. Kann mit dem Job zusammenhängen. Die Agency soll sich nicht mehr um die Reisen der entfernteren Verwandtschaft der Royals kümmern. Anordnung von oben. Freue mich auf Bombay. Dorkas hat mich zu einem Laden geschickt, ich weiß nicht, warum. Ich weiß noch nicht einmal wirklich, was ich da soll.

Jeremy Steele hatte sich den Inhalt der Kopie eingeprägt. Es war ein Gepäckversicherungsschein der Compagnia d'Assicurazione Milanese gewesen.

Unter einem Vorwand hatte er sich gegen 21 Uhr Zutritt zur Mailänder Zentrale der Compagnia verschafft und dem Nachwächter einen bedeutenden Betrag gegeben, woraufhin der ihn ins Archiv geführt hatte. Steele hatte sich als Mitarbeiter der Compagnia im Außendienst ausgegeben, der ein großes Problem

mit einem Kunden noch heute Nacht bereinigen müsse - und der Nachtwächter hatte sich von dem falschen Ausweis Steeles täuschen lassen. Er hatte ihn ins Archiv gebracht, vorgeblich, um in einem alten Vertrag eine hoffentlich vorhandene niederschriftliche Klausel zu finden, die Steele und seinem angeblichen Kunden wichtig war. Jetzt aber bekam der Nachtwächter kalte Füße. Sein Gesicht bedeckte sich mit Schweißtropfen. Der Mann roch förmlich nach Angst. Er räusperte sich. »Wir müssen jetzt gehen«, krächzte er.

»Noch nicht.«

»Doch, doch, wir fallen auf, bitte Signore, haben Sie doch ein Einsehen, so geht das nicht, sonst ... sonst ...« Dieses »sonst« enthielt eine unausgesprochene Drohung.

»Wir fallen nicht auf. Was ist? Wollen Sie mehr Geld? Ich habe Ihnen bereits mehr gegeben, als Sie in zwei Jahren verdienen können.«

»Ich weiß, Signore, aber ich muss an meine Zukunft denken, ich muss meine Familie ernähren, meine Mutter ist zuckerkrank, mein Sohn soll studieren ...«

Es gab jetzt mehrere Möglichkeiten. Steele hätte den Mann mit einem einzigen Schlag aufs Kinn ruhigstellen können. Steele entschloss sich für eine weichere Variante. Ohne den Blick von dem Karteischrank zu lassen, der im Licht der Taschenlampe vor ihm stand, begann er, die Beruhigungsroutine für Informanten abzuspulen.

»Ich will ja nichts Ungesetzliches«, begann Steele. »Es steht viel Geld für die Compagnia auf dem Spiel. Kann sein, dass Sie sogar noch einen Orden bekommen, für kluges Mitdenken! Lassen Sie mir nur noch eine Minute, dann bin ich wieder verschwunden. Es gibt keine Spuren. Es gibt keine Namen. Wir werden uns nie wiedersehen!«

Der Nachtwächter wurde misstrauisch. »Einen Orden sagen Sie?«

Steeles behandschuhte Finger glitten über die altmodischen Karteikarten mit den Buchstaben S-U. »Tramonte – Conte Dulcio di Tramonte, den kennen Sie doch, der verklagt den Laden, und nicht zu knapp. Dann sind wir alle dran, und wo, madonna mia, finden wir denn gleich wieder einen Job – es sind schlechte Zeiten!«, bemerkte er zur Ablenkung, und versuchte, seiner Stimme einen versöhnlichen Klang zu geben.

Der Nachtwächter schüttelte den Kopf. Seine Angst war offensichtlich.

Steele geriet in Fahrt. »Kennen Sie doch! Dieser alte Lustmolch, der seiner jungen Frau die Liebhaber zuführte? Das stand sogar im Corriere, oder es kam sogar im Fernsehen!«

»Ach, der. Jaaa, jaa, ja – ich erinnere mich.«

Steele hatte noch nie etwas von einem solchen Conte mit derart libertinistischem Liebesleben gehört. Aber damit konnte man die Leute fangen. Es gab keinen, der nicht schon irgendeine solche Schmuddelgeschichte gelesen, gehört oder sonst wie genossen hatte.

Der Nachtwächter schien wieder beruhigter. Er entspannte sich und fragte interessiert nach.

»Ja also, hm, dieser Conte war ein impotenter Spanner, und seine Holde eine Nymphomanin. Alles lief bestens, bis sie sich in einen der Typen verknallte, die ihr Alter von der Straße mit-schleifte. Das gab für eine Weile eine ménage á trois und dann ...«

»Oh oh ...« Der Nachtwächter heuchelte Kennerschaft.

Endlich fand Steele die Karteikarte. Und tatsächlich: der Name aus der Passagierliste. Enorm dumm. Oder hochgradig kalt-schnäuzig. Ein Profi mit staatlicher Rückendeckung? Wahrscheinlich.

»... dann stürzte das Privatflugzeug des Conte ab, und der Lover war ein Fall für die Pathologie. Und jetzt kommt der Conte mit einer Police. Millionen sind das, amico, Abermillionen. Aber da gibt's eine Klausel, und die muss ich finden ...«

»Und Sie meinen ...«

Steele richtete sich wieder auf. Während er dem Nachtwächter die Lügengeschichte auftischte, hatte er die Karteikarte in seinem Ärmel verschwinden lassen. Die würde niemand mehr zu Gesicht bekommen. Er plauderte weiter und tat so, als suche er noch.

»Aber ich glaube, ich habe hier etwas gefunden, was uns weiterhilft. Ich glaube, Sie haben die Compagnia gerettet, amico mio, aber kein Wort!«

Der Lichtstrahl der Taschenlampe fuhr noch mal über die Stahlregale voller verstaubter Akten, über den Karteischränk und die Aktenbündel am Boden. Er zeigte auf den Ausgang, und der Nachtwächter ging voran.

Steele verschwand im Dunkel der Nacht. Er dachte nach. Um diese Zeit war dieses Mailänder Stadtviertel ein guter Platz zum Nachdenken. Es war wie ausgestorben, wie eine mittelalterliche Stadt, aus der die Pest die Menschen vertrieben hatte. Die finsternen Gebäude der Banken und Versicherungen bedrängten trotzig und dunkel die leeren Straßen.

Vielleicht hätte ein sensibler Mensch diesen neuen Klang in der Melodie der Welt vernommen. Vielleicht hätte er das leise Krachen gehört, das Summen, mit dem sich Steeles

Ahnung, der Verdacht in eine kristallene Klarheit verwandelte. Und vielleicht hätte er auch das schuppige Schleifen gehört, mit dem sich der Zorn Jeremy Steeles jenem Namen zuwandte, den er auf der Karteikarte gefunden hatte.

Eine Spur. »Das Tier« nahm die Witterung auf.

Tony Tanner war mit Undergroundbahn nach Heathrow gefahren. Er hatte die mürrischen Gesichter der anderen Frühaufsteher und der genervten Touristen mit ihren Koffern ignoriert und geträumt. Er war ausgestiegen und langsam zur Halle ge-

gangen. Er hatte Zeit. Dank seines Sonderstatus bei der British Travel Agency war er bereits eingeecheckt, und es würde sich jede Tür für ihn öffnen, auch jene, die an den Sicherheitskontrollen vorbeiführen.

Tony Tanner betrachtete die Auslage des Flughafenkiosks. Er überlegte, ob eine starke Dosis pornografischer Hefte seine Francine-Entzugserscheinungen mildern könnten. Nein, dazu war er sich zu schade. Francine war dafür zu schade. Nicht der Stil von Tony Tanner.

Und außerdem – diese Mädchen zeichneten sich alle durch hypertrophe Brüste aus, die sie zudem mit einem Gesichtsausdruck präsentierten, als stünde eine Religionslehrerin im Hintergrund und würde sagen: »Tu es für England, Elizabeth.«

»Endlich habe ich dich gefunden!«

Die helle Stimme von Daniel Heathercroft riss Tony aus seinen meditativen Betrachtungen.

Daniel war ein junger Kollege, der neben dem Duft eines teuren, aber zu reichlich genutzten Aftershave alle möglichen gesellschaftlichen Beziehungen und einen geradezu verbrecherischen Charme auf seiner Seite hatte. Frauen flogen auf ihn. Männer mochten ihn entsprechend weniger. Hierin war Tony ganz Mann.

Heathercroft wohnte in Wimbledon, und er war mit Tony in Heathrow verabredet, um ihm die in der Nacht mit dem Büro der Queen erarbeiteten Akten zu dem bevorstehenden Aufenthalt in Bombay zu übergeben. Hierin befanden sich alle Namen der Personen, welche die Queen begleiten würden, nebst den geheimen Dossiers, die über jeden, Staatsgast oder Zimmermädchen, existierten.

Er nahm das Bündel Akten, überlegte, ob er etwas zu meckern finden könnte – was bei Heathercrofts Arbeit nie schwierig war – und beschied, dass er keine Zeit mehr dafür hatte, Rüffel zu verteilen. Er verschloss die Akten in seinem Handkoffer.

»Sonst noch was?«, fragte er knapp, weil Heathercroft mit dem

Rückzug zögerte.

»Ja, da hat irgendso ein Typ von einer Versicherung im Büro angerufen. Ich habe ihm gesagt, dass du nach Bombay fliegst. Er will nächste Woche wieder anrufen.«

»Heathercroft, du schaufelst dir dein eigenes Grab, Baby, du riechst schon nach Friedhofserde! Es ist egal, wer anruft. Du hast keinem Menschen Auskünfte über unsere Ziele zu geben. Junge, Junge, du bist erledigt. Wenn ich zurückkomme, hast du gekündigt. Haben wir uns verstanden, Heathercroft?«

»Liebe Scheiße, Tanner, das kannst du nicht machen. Ich mache das wieder gut, Mann, entschuldige, bitte, wir können doch darüber reden. Ich machs wieder gut, ich schwör's dir, Tony, großes Ehrenwort!«

»Du machst Probleme, und ich kann keine brauchen. Was war das für eine Versicherung, wie kommst du darauf, dass das nicht getürkt war? Und hast du vergessen, was du mit Eid versprochen hast? Schnauze halten, keine Informationen, nicht die kleinste. Keine, verstehst du? Keine Namen, keine Orte, keine Ziele!«

»Mann, Tanner, ich sehe es ein, es war ein Fehler. Lass es bitte unter uns bleiben, ich machs dir gut, bestimmt!«

Tony nickte und ging los. Die Zeit drängte jetzt doch. Und – hatte er nicht selbst gegen alle Grundsätze verstoßen, als er diesem mysteriösen Dorkas sein Reiseziel genannt hatte? Was war nur mit ihm los! Du wirst unvorsichtig, reiß dich zusammen, Tony, sagte er zu sich selbst.

Um ihn herum schoben Menschen ihre Koffer, umarmten sich zum Abschied oder zum Wiedersehen. Es war der übliche Trubel auf einem internationalen Flughafen. Tony war diese Umgebung gewohnt und hatte kaum Blicke für das morgendliche Treiben. Er steuerte den Ausgang an, der für das Flugpersonal vorgesehen war. Doch plötzlich, als er für einen Moment den Kopf hob, traf ihn ein stählerner Blick aus eisblauen Augen. Für einen überlangen Moment sah Tony in das harte Gesicht des kräftigen

Mannes, dem diese Augen gehörten.

Tony Tanner kannte dieses Gesicht nicht. Als er wieder aufblickte, war der Mann verschwunden.

Tony Tanners Tagebuch

Bombay. Die Stadt ist genau das, was mir im Augenblick fehlt. Sie ist wie eine Droge oder ein Aufputzmittel. Um ganz genau zu sein, ist sie wie eine handgeschnittene, bunt bemalte Keule, die einem in den Nacken geschlagen wird, sodass man tagelang mit dem Gefühl einer unwirklichen Taumeligkeit umhergeht. Der Flug, ich bin gerade ins Hotelzimmer gekommen, war gut. Eine nette Stewardess. Na ja, irgendwie sind sie ja alle nett, schon berufsbedingt. Mein Versuch, Francine systematisch wegzusaußen, ist gescheitert. Mein Magen rebelliert und mein Schädel dröhnt. Weiß diese undankbare Welt eigentlich zu schätzen, wie viel Charakterstärke und Selbstüberwindung dazu gehört, sich zu Tode zu saufen?

Es war die ruhige Phase des Fluges. Die Passagiere waren »gefüttert und getränkt«, wie die Stewardessen es unter sich nannten. Nun dösten die meisten Reisenden, einige blätterten gelangweilt in den ausliegenden Hochglanzmagazinen, andere untermalten mit leichten Schnarchgeräuschen die schläfrige Atmosphäre.

Die Stewardess Lucille Chaudieu setzte sich zu ihrer Kollegin in die enge Bordküche, die neben dem Durchgang zur ersten Klasse lag. Die erste Klasse war nicht voll besetzt. Einige

Sitzreihen wurden von indischen Oberschicht-Familien belegt, es gab einige arabische Geschäftsreisende und eine Handvoll Europäer.

»Ich komme immer noch nicht drüber weg, dass du mit Serafina den Flug getauscht hast. Mal abgesehen von dem Knatsch mit den Flugplanern, den du unweigerlich bekommen wirst. Welcher Teufel reitet dich, dass du Rio gegen Bombay tauschst?«

»Ich wollte mich über die Wintersportmöglichkeiten informieren«, antwortete Lucille.

Ihre Kollegin Annette war eine geschwätzige Nervensäge. Aber sie war auch eine sehr nette Nervensäge. Daher tat Lucille ihre patzige Antwort sofort leid, und bevor noch das Augen rollende Erstaunen im Gesicht Annettes in Verärgerung übergehen konnte, lächelte Lucille verbindlich und senkte dann den Blick. »Unsinn, das war es natürlich nicht. Aber auf dem Flug nach Rio war ein Copilot, mit dem ich mal zusammen war und – na ja – er hat mich ziemlich abserviert, und irgendwie wollte ich ihm nicht mehr unter die Augen kommen ...«

Lucille zuckte matt mit den Schultern, das vollkommene Abbild enttäuschter Weiblichkeit.

Annette sprang erwartungsgemäß sofort an. »Ach diese Knopfdrücker in der Kanzel, vergiss sie doch alle! Bilden sich ein, was Tolles zu sein, bloß weil sie so 'n Luftomnibus fahren. Aber wenn du eine Pilotenallergie hast, dann solltest du unser Cockpit nicht betreten.« Sie kicherte wissend. »Unser Pilot hat den Beinamen *Monsieur Hunderttausend Finger*. Ich wette, er kann mit verbundenen Augen die polare Geografie jeder Stewardess der Gesellschaft erkennen, so oft hat er die schon betatscht.«

»Hallo ihr Süßen, eure netten Chauffeure sind fast am Verdursteten. Wir wäre es mit einem netten Kaffee, heiß serviert?« Die Worte des Kapitäns tönnten männlich-markant aus der Sprechanlage, und Annette drückte beim Klang dieser Stimme instinktiv den Rücken an die Wand.

»Dann bin ich wohl fällig«, seufzte Lucille und bereitete das Tablett vor.

»Danke. Gib dir keine Mühe. Wenn du ihm gefällt, findet er sowieso etwas zu meckern, damit du noch mal kommen musst.

Diese Säcke. Der Autopilot ist doch bloß eine Maschine zur Erleichterung männlicher Grapschtriebe. Die Blödmänner sollten ihre Prätzen ständig am Knüppel halten müssen, wie die alten Jagdflieger.«

»Am Knüppel halten – meine Liebe, du vergreifst dich im Ton!«, kommentierte Lucille ironisch.

Annette lief rot an. »Liebelein, ich hoffe, dein Hintern besteht die Qualitätsprüfung!«, konterte sie bissig.

»An meinem Hintern ist nichts auszusetzen. Außer, dass er in dreißig Jahren aussehen wird wie deiner.«

Nach dieser Breitseite drehte Lucille ab und hörte mit einem gewissen Triumphgefühl hinter sich das »Blö«, mit dem Annette ihr die Zunge herausstreckte.

Wie vorhergesagt hatte die Cockpitbesatzung etwas zu meckern und schickte Lucille zurück in die Bordküche, um Ersatz zu holen. Allerdings hatte auch keiner der Herren seine Finger in ihre Nähe geschickt.

»Was ist das denn für ein Typ hier in der letzten Reihe«, flüsterte Lucille, als sie zusammen mit Annette die neuen Cockpit-Aufträge auf dem Tablett zusammenstellte.

»Keine Ahnung. Aber ein bisschen unheimlich ist er schon. Sieht aus, als könne er was vertragen, hat sich aber noch keinen Tropfen Alkohol bestellt. Scheint mit offenen Augen zu schlafen. Und hat sich in den letzten Stunden nicht einmal gerührt.«

»Vielleicht meditiert er ja«, mutmaßte Lucille.

»Du meinst, einer dieser Späthippies auf dem Guru-Trip?«

»Kann doch sein? Oder vielleicht ein Künstler.«

Jedenfalls kein Playboy, der uns auf 'ne tolle Party einlädt«, beschied Annette mit Resignation. »Obwohl, irgendwas hat er ja. Du hättest ihn sehen sollen, als er sein Jackett auszog.

Nur Muskeln und Sehnen. Ein Körper wie ein Balletttänzer. Herrlich – und im Gegensatz zu den männlichen Tanzmäusen ist er garantiert nicht schwul, darauf wette ich!«

»Es läge an dir, das herauszufinden.« Lucille spähte durch den

trennenden Vorhang auf die Sitzplätze der anderen Seite. »Dieser junge Mann«, fragte sie, »was ist mit dem?«

»Sieht nett aus. Ich meine er sieht gut aus und scheint nett zu sein. Er hat irgendeinen Kummer. Versucht sich systematisch zu betrinken, ist aber ein Laie auf dem Gebiet. Wahrscheinlich wird er uns den Gang vollspeien.«

Lucille kicherte. »Er hatte irgendeinen psychologischen Schmöker bei sich, *Trennung heißt Wachstum*, oder so was. Garantiert hat ihm seine Herzallerliebste den finalen Tritt gegeben. Obwohl, so ganz kann ich das nicht verstehen. Er ist bestimmt hundert pro nett. Der ideale Ehemann. Aber vielleicht ist er pervers – so einer mit Ledersex, Peitsche und Handschellen, oh lala ...“

»Annette, du bist unmöglich. Bei dir kommt immer wieder die Klosterschülerin durch. Dieser weißhaarige Mann hinter unserem unglücklichen Liebhaber ...?«

»Großes Tier. Kam mit VIP-Pass ins Flugzeug, wollte aber ausdrücklich keinerlei Aufsehen erregen und auch keine Sonderbehandlung. Ein *de Montalban*.« Annette bemerkte das kurze Blitzen in Lucilles Augen nicht, als sie den Namen hörte.

Ziel erfasst, dachte Lucille.

Aus dem Lautsprecher drangen plötzlich röchelnde Geräusche. Irgendwer stöhnte und schien sich in Qualen zu winden.

Annette fuhr mit einem unterdrückten Schrei auf.

»Wasser, gebt mir Wasser, ihr Holden, es darf auch ein Kaffee sein.«

»Idiotenpack.« Lucille schnappte das Tablett und ging nach vorn. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie die beiden hintereinander sitzenden Männer, während sie vorsichtig das Tablett zu balancieren schien.

Tony befand sich in jenem Stadium der Trunkenheit, in dem jede Geste einfacher und schneller vonstattenging und das Leben allgemein etwas von seiner üblichen Härte verloren hatte. Dann aber meldeten sich seine Eingeweide, die das scharfe Zeug, das

er sich systematisch verabreicht hatte, als störend empfanden.

»Hoffentlich entleere ich mich jetzt nicht auf den Gang«, fuhr es Tony durch den Kopf. »Mein Gott, diese Peinlichkeit. Und dazu ist da hinten noch diese schnuckelige kleine Schwarzhaarige. Mein Gott, das wäre eine halbe Kastration, Tony Tanner, mach dich auf!«

Tony erhob sich aus dem Sitz. Das heißt, er glaubte sich zu erheben, tatsächlich aber schoss er hoch, als hätte ein Schleudersitz gezündet. In Millisekunden stand er halb auf dem Gang, und Lucille, die auf dem Rückweg von der Kanzel war, prallte auf ihn. Einen Moment lang spürte Tony ihr Haar, die weiche Haut ihrer Wange, witterte ihr Parfüm und den Duft ihres Körpers. Erschreckt zuckte er zurück, aber es war schon zu spät. Ein halb voller Becher auf dem Tablett war umgestürzt und hatte seinen Inhalt teils auf Tony Hemd, teils auf die Hosenbeine des hinter ihm sitzenden Passagiers verteilt.

Wie ein Blitz überkam Tony die Erinnerung. So hatte er Francine kennengelernt. Das Popkonzert in der Royal-Albert-Hall, lauter aufgeregte, junge Menschen, das Gedränge vor einem Kaffee-stand in der Pause, und sie hatte sich umgedreht, ihn gerammt und ihren Kaffee auf sein Hemd gegossen – das einzige weiße, das Tony in diesen Jahren besaß. Sie hatte ihn sprachlos und entsetzt angestarrt und er hatte gesagt: »Hey, geile Idee, damit hast du endlich den Eigelbfleck von meinem Frühstück entfernt!«

Sie hatte geantwortet, dass dieser Trick auch bei seiner Haarfarbe funktionieren würde. Sie hatte nicht die dunkle Stimme, die er erwartet hatte, sondern ein klares, glockenhelles Organ, das nach Kirchenchor und Zurufen auf dem Kricketrassen klang. Und dann hatten sie gelacht. Und es war um sie beide geschehen gewesen. Den Rest des Konzerts hatte Tony nur zur Hälfte mitbekommen, denn neben ihm stand eine junge Schönheit, die mit

ihren langen Haaren und ihrer blassen Haut einem Gemälde der Präraffaeliten entsprungen zu sein schien. Eine reine Madonna in knackigen Jeans, die ihrer Begeisterung durch Pfiffe auf zwei Fingern Ausdruck geben konnte. Tony Tanner hatte ein nach Kaffee miefendes ex-weißes Hemd angehabt und neben dem schönsten Mädchen im Umkreis von zwanzig Lichtjahren gestanden.

Francine hatte ihn zu seiner Junggesellenwohnung gebracht. Sie fuhr einen Mini-Cooper, dessen Motor durch illegale Eingriffe die Geräuschkulisse eines Panzerbataillons und die Beschleunigung eines Rennwagens hervorbrachte. Der Mini zeigte deutliche Kampfspuren, und Francine hatte jede Beule liebevoll mit einem Datum, dem Ort der Begegnung und der Marke des Gegners beschriftet. Besonders beeindruckt war Tony von dem 21. Nov. Saville Road, Gaul, einem deutlichen Hufabdruck an der Fahrertür und 17. April, The Mall, Rolls-Royce. Da The Mall die Einfahrt zum Buckinghampalast war, wurde Tony jahrelang von der Frage gequält, ob Francine vielleicht die Queen gerammt hatte. Aber dieses Geheimnis offenbarte sie ihm nie. Wie überhaupt so viele Dinge. Tony liebte diese Frau bis zur Selbstauflösung und hatte doch, außer in jenen Stunden wilder Lust, nie das so männlich befriedigende Gefühl gehabt, sie voll und ganz zu besitzen. Wahrscheinlich hätte Francine gelacht, wenn er ihr das erzählt hätte. Denn gab es je eine Frau, die sich einem Mann so bedingungslos hingab? Und doch – und doch ...

Tony registrierte den dünnen Kaffeestrahler, der immer noch auf den Kabinenboden tropfte. Er sah es und war dennoch ganz woanders. Der Duft dieser Frau, die er in seiner

Trunkenheit in diese missliche Lage gebracht hatte, dieser Duft nahm ihn gefangen, riss ihn hilflos zurück in das Reservat seiner schmerzhaften Erinnerungen: Francine, die ihn am

Flughafen erwartet hatte, wenn er wieder einmal unterwegs gewesen war. Dann hatte sie sich angeschlichen, tauchte plötzlich neben ihm auf, »Hallo Seemann,« hatte sie gegurrt und ihre exklusiven Beine bis zur Mitte des Oberschenkels aus dem Schlitz ihres Seidenrockes hervorgeschoben, »zehn Pfund und du kannst alles von mir haben, was du willst.« Tony schaute sie an, sein Herz raste und er fühlte, wie alles in ihm zerschmolz und dann fielen sie sich in die Arme, mit dieser Mischung aus Liebe und Begierde, die unvergessliche Tage und unbeschreibliche Nächte garantierte.

Oh Gott, das hatte er verloren und würde es nie wieder haben. Gab dieses verdammte Leben einem Mann nur deshalb etwas, um es ihm wieder zu entreißen?

Tony spürte, wie sich sein Mageninhalt in geschlossener Kolonne mit großer Entschiedenheit in Richtung Zunge bewegte. Speichel floss in seinen Mund. Er würgte.

»Schnell, beeilen Sie sich«, zischte die Stewardess und schob ihn in zur Toilettentür.

Tony taumelte los, die Hand vor den Mund gepresst.

Lucille schaute ihm mitleidlos nach. Diesen Trottel war sie losgeworden. Die Sache lief leichter als erwartet. »Verzeihen Sie, es tut mir unendlich leid ...«, stammelte sie und schaffte es, einen feuchten Schimmer in ihre braunen Augen zu legen. Sie kniete nieder und begann in rührender Hilfsigkeit die Flecken auf den Beinkleidern des weißhaarigen Herrn mit einer Serviette zu betupfen.

»Bitte, Mademoiselle!« Montalban lachte und hob sie sanft in die Höhe. »Es war nicht ihre Schuld. Ich fürchte, unser junger Freund hat seine Fähigkeit zum Alkoholgenuss weit überschätzt. Bitte regen Sie sich doch nicht auf.« Montalban beugte sich vertrauensvoll vor. »Unter uns, ich besitze noch eine weitere Hose

...«

Davon war Lucille überzeugt. Wer derart teuren Stoff von einem guten Schneider ordern konnte, brauchte einen begehbaren Kleiderschrank in Sozialwohnungsgröße. »Sie sind so nett zu mir«, schluchzte Lucille. »Aber es ist so grenzenlos peinlich. Und gerade auf meinem ersten Flug nach Bombay. Ich werde mich heute Abend in mein Hotelzimmer im *Regency* verkriechen und die Tür zuschweißen.« Montalban lachte. Seine vorher väterliche Manier hatte sich etwas gewandelt. Lucille war eine hübsche Frau, nein, sie war wirklich schön. Sie hatte einen Hüftschwung, der eine ganze Versammlung von Oxfordprofessoren in einen Haufen balzender Idioten verwandeln konnte, und Montalban war Mann genug, um das zu wissen. Er hätte sich übrigens nie in einen der balzenden Trottel verwandelt. Dafür hatte er zu viel südliches adliges Blut in den Adern. Montalban konnte Pferde zureiten, Hunde dressieren, er kannte die edle und tödliche Kunst des Stierkampfes, er war ein ausgezeichneter Fechter. Und aus genau diesen Bereichen bezog er seine Taktiken, wenn es um den Zusammenprall von männlichen und weiblichen Welten ging. Er genoss es, diese Schönheit vor sich knien zu sehen. Aber dieses Motiv war fast zu banal.

»Die besiegte Prinzessin, die vor dem breitschultrigen Assyrerkönig im Staub kniet ...«, dachte Montalban. Dann vollendete er seinen stumm formulierten Gedanken: »... und die ihm in der ersten Liebesnacht den Dolch zwischen die Rippen stößt.«

»Bombay ist eine herrliche Stadt. Hätte Sie etwas dagegen, wenn ich heute mit einem Autogen-Brenner vor Ihrer Tür stehe, Ihre Tür aufschweiße und Ihnen die Stadt zeige? Wissen

Sie, ich habe eine Einladung zu einer ganz grauenhaften Gartenparty ...« Montalban grinste plötzlich spitzbübisch. »Das ist es, Sie ruinieren mir mein Beinkleid und ich nehme Sie aus reinem Rachedurst mit zu dieser Party. Zusammen mit einer schönen Frau wirke ich nämlich viel eindrucksvoller als sonst. Und vorher schauen wir uns die Stadt an.«

»Und nachher ...«, dachte Lucille. Sie warf ihm einen Blick zu, der in Romanen der Jahrhundertwende unter der Rubrik *seelenvoll* und *innig* aufgetaucht wäre, und stand dabei auf, damit er ihre Figur voll in den Blick bekommen konnte. »Das ist unglaublich nett von Ihnen, natürlich würde ich gern mitkommen, aber ich weiß nicht, ob ich die richtige Kleidung habe, und manchmal bin ich etwas unsicher in Gesellschaft, wissen Sie?«

»Du bist in der Gefahr, maßlos zu übertreiben, Lucille Chaudieu«, dachte Lucille Chaudieu.

»Du übertreibst maßlos, mein Täubchen«, dachte Montalban und sagte mit verbindlichstem Lächeln: »Also Sie sind einverstanden? Ich werde mich einige Stunden nach der Ankunft bei Ihnen melden, wenn Sie gestatten – im *Regency*, sagten Sie?«

Lucille nickte ihr Einverständnis und räumte mit ihrem Tablett den Gang.

Montalban schaute ihr nach. Diana, die Jägerin, die geschmeidige Herrin der Wälder, das passte zu dieser Frau. Montalban erlaubte sich die kleine Eitelkeit, Frauen in Kategorien antiker Göttinnen einzuordnen. Leider gab es zu viele Athenes und Hekates. Aber einer seltenen Diana zu begegnen war wirklich einmal aufregend. »Was willst du, meine Schöne?«, fragte sich Montalban und schloss die Augen. Er riss sie erschrocken wieder auf, als ob ein Flakgeschoss die Maschine zu treffen schien. Aber es war nur Tony Tanner, der sich schnaufend und erleichtert in seinen Sitz warf.

Tony nutzte seine Tagebucheintragungen seit vielen Jahren, um sich in manchen Situationen ein wenig geistige Klarheit zu verschaffen. So war es auch das Erste, was er nach der Ankunft in seinem Hotelzimmer tat. Dann meldete er sich bei der Direktion und stellte fest, dass man bereitstand, um mit ihm die notwendigen Verhandlungen über den Aufenthalt der ehemaligen Oberherrin Indiens zu führen. Natürlich fühlte sich das gesamte Personal vom Direktor bis zum Liftboy hoch geehrt, diesen Gast

beherbergen zu dürfen. Entsprechend reibungslos lief alles ab. Tony hatte es mit Männern und Frauen zu tun, die zur gebildeten Elite ihres Landes gehörten. Hoch kultivierte, weltgewandte, mehrsprachige Kollegen, die Spaß an ihrem Beruf mit absoluter Professionalität verbanden. Wie immer bei solchen Begegnungen fragte sich Tony nach einer Weile, warum es in Indien Elend, Hunger und Korruption geben sollte, wenn dieser riesige Subkontinent solche Prachtexemplare der Gattung Mensch hervorbringen konnte. Er hätte seine Aufgabe in einer knappen halben Stunde erledigen können, hielt es aber für unhöflich. So zog er mit den Indern durch das Hotel, begutachtete Schlafräume und Badezimmer, drückte Toilettenspülungen, testete Klimaanlage und schaute nach Positionen für Sicherheitsbeamte.

Drei Stunden zog die Gruppe durch das große, viktorianisch anmutende Hotelgebäude. Tony hatte seine beste Zeit seit Wochen, denn bald stellte sich die köstliche Mischung aus Konzentration und Munterkeit ein, die immer dann aufspringt, wenn eine Gruppe Menschen mit Freude an einer Sache zusammenwirkt.

Die Rückkehr in das Hotelzimmer wirkte daher wie ein Absturz. Tony füllte seine Notizzettel aus, machte sich Arbeit, von der er wusste, dass sie im Vorfeld des Besuches noch einmal von anderen gemacht werden würde. Aber er konnte die Zeit totschlagen. *Totschlagen*, dieses brutale Wort passte zu seiner Stimmung. Aber was kam nach der totgeschlagenen Zeit? Andere Zeiten. Ob es auch bessere sein würden?

Nachdem Tony Tanner die Strecke vom Fenster zur Wand und zurück oft genug abgemessen hatte, mit beiden Fäusten auf den Boden getrommelt hatte, bis das Fleisch blau anlief, und dem Etagenkellner klargemacht hatte, dass er, im krassen Gegensatz zu allen anderen Engländern, keinen Whisky bestellen wollte, wenn er auf den Boden schlug, fühlte er sich müde und schmerzhaft wach zugleich. Es war, als hätte er zu viel Kaffee getrunken. Kaffee – er dachte an die Stewardess, die war hübsch, aber be-

stimmt eine Zicke, aber sie roch gut und fühlte sich an wie Francine oder so ähnlich.

Schluss, zum Teufel. Tony bremste sich. Er brauchte Ablenkung. Da fiel ihm dieser unmögliche Mister Dorkas ein. Das war es. Noch nie vorher hatte Tony an den Herrn Dorkas so viele positive Gedanken verschwendet wie in diesem Moment.

Er fand den Zettel mit der Adresse, eilte in die Empfangshalle, um ein Taxi zu bestellen. Glücklicherweise wartete schon eines vor dem Portal. Tony ließ sich in den Sitz fallen, und während sich das Taxi dröhnend in Bewegung setzte, genoss er das Gefühl, einer kleinen Abwechslung entgegenzustreben.

Der Taxifahrer unterschied sich in seinem Kommunikationsbedürfnis wenig von seinen Kollegen im Rest der Welt. Tony erfuhr etwas über getürkte Wetten auf der Rennbahn, eine Liebesgeschichte zwischen zwei bekannten indischen Filmgrößen und über ein paar kleinere Krawalle in den schlechteren Außenbezirken der Stadt.

»Kali«, sagte der Fahrer. Als Tony fragend schwieg, fuhr er sogleich fort: »Die Kalianbeter haben hier nie eine besondere Rolle gespielt. Aber in den letzten Jahren hat sich ihre Zahl vermehrt. Vermutlich durch die Scharen von Bauern, die nach Bombay gezogen sind. Es gibt immer wieder Meldungen über Menschenopfer.«

Der Fahrer zuckte die Schultern, während Tony unbehaglich ein riesiges Kinoplakat betrachtete, auf dem eine üppige Schönheit einen leicht fülligen Jüngling anschnittete, während ein Bösewicht im Hintergrund die Augen rollte und den Krummdolch schwang.

Der Fahrer überholte ein Eselsfuhrwerk, bremste hinter einem Chemietanker und scherte aus, um zu einem weiteren gewagten Überholmanöver anzusetzen.

»Warum fahren eigentlich keine Inder in der Formel-Eins«, stöhnte Tony und krallte sich an den Griff über der Türe.

Das Taxi passte exakt in die Lücke zwischen dem Lastwagen

und einem städtischen Bus. Aus dessen Rückfenster schauten Schulkinder und amüsierten sich köstlich über den Europäer, der panisch, mit an den Leib gezogenen Beinen in seinem Sitz hing.

Der Fahrer brauchte keine Konzentration mehr zum Fahren und sprach weiter. Aus dem Auspuff des Busses kamen erstickend schwarze Wolken von Dieselaabgasen.

»Man weiß natürlich nie, was wirklich hinter solchen Meldungen steckt. Rache vielleicht, ein Verbrechen, vielleicht wollte einer seine Ehefrau loswerden, ohne die Mitgift zurückzahlen zu müssen. Vielleicht hat die Organmafia zugeschlagen – obwohl die Organe der Slumbewohner keinen guten Ruf haben, zwangsläufig. Ja, aber ein Rest könnte durchaus mit diesen Kali-Verehrern zu tun haben.«

»Von den Kali-Anhängern halten Sie nicht viel?«, vergewisserte sich Tony.

»Ich bin Parse«, entgegnete der Fahrer knapp, so als ob damit die Sache zur Genüge erklärt wäre. Bevor Tony noch etwas sagen konnte, bog der Fahrer ab und kam nach einer Weile zu einer breiten, aber weniger belebten Straße. Er deutete auf ein Geschäft.

Tony betrat den Laden. Herr Dorkas hatte nicht übertrieben. Das hier war ein Schatzhaus. Direkt am Eingang lag der geschmacklose, überteuerte Schund, dazu bestimmt, als Jagdbeute von Pauschaltouristen neben dem röhrenden Hirsch oder der barbusigen Zigeunerin das Wohnzimmer zu zieren. Aber weiter hinten, wo der Laden dunkler war und die Regale enger standen, lagen kleine Kostbarkeiten. Handgroße Götterfiguren aus Metall, die an den Ecken blank poliert waren von den Händen, die diese Statuen seit Jahrhunderten in tiefer Verehrung berührt hatten. Es gab Bruchstücke von Tempelstatuen, scheinbar grobe Steinbrocken, die das Wunder eines Buddha-Antlitzes offenbarten, wenn man sie umdrehte. Es gab tönernerne Kunstwerke der Bergstämme, bei denen unklar war, ob sie uralt waren oder neu,

weil bei diesen Stämmen die Zeit stehen geblieben war.

»Darf ich Ihnen helfen?« Der Mann lächelte und bot, die Fingerspitzen vor der Brust zusammengelegt, einen Gruß dar.

Tony stotterte erst und erklärte dann, dass ein Mr. Dorkas ihm die Adresse gegeben hätte. Ob der Inder etwas verstand war unklar. Jedenfalls glaubte er nun, in Tony einen Kunstkenner vor sich zu haben und bot an, ihm die besten Stücke zu zeigen, die noch weiter hinten lagen.

Hinter dem Mann zwängte sich Tony durch die Regale.

Plötzlich ertönte von der Straße ein Ruf. »Sie entschuldigen«, sagte der Inder. Er setzte sich gemächlich in Bewegung.

Draußen erhoben sich Stimmen. Es gab ein Geschrei, jemand rannte aus dem Laden.

Tony wurde heiß. Irgendetwas ging vor. Irgendetwas stimmte nicht. Alle seine Befürchtungen, seine Ängste platzten wieder auf wie eine Eiterblase. Er lief los, krachte an ein Regal, riss etwas herunter, das hinter ihm auf dem Boden in tausend Scherben zerbarst. Er gewann den Hauptgang, orientierte sich und rannte auf den Ausgang zu. Blendende

Helligkeit traf ihn, als er aus der Tür trat. Er stolperte, fiel auf etwas Weiches, Warmes. Nicht schon wieder eine Stewardess, stöhnte er innerlich. Dann wünschte er, es wäre eine Stewardess gewesen. Seinetwegen sogar eine Religionslehrerin. Aber Hauptsache lebendig.

Tony rappelte sich auf. Er war über Leichen gestolpert. Es waren die Männer aus dem Laden, zumindest das erstaunte Gesicht des einen Mannes, mit den fürchterlich ins Leere starrenden Augen erkannte er. Sie waren erstochen worden. Gerade eben, jetzt

...

Tony starte mit wilden Blicken um sich. War da ein hellhaariger Mann gewesen, der sich eiligen Schrittes entfernte? Er konnte es nicht genau sagen, denn langsam bildete sich ein Kreis aus Zuschauern. Der Kreis zog sich zu. Stimmen wurden wieder laut. Blicke trafen ihn und es waren keine freundlichen Blicke.

Tony schaute an sich herunter. Er war von Kopf bis Fuß mit Blut besudelt. Blut, das noch in diesem Moment aus den fürchterlichen Stichwunden quoll.

»Aber ich doch nicht«, stammelte Tony. Er breitet die Arme aus, in dieser internationalen Geste von Unschuld und Hilflosigkeit. Aber der Blutfaden, der seinen Unterarm herunter lief und in einzelnen Tropfen von seinen Fingerspitzen auf die staubige Straße pladderte, machte ihn zu einer Karikatur eines Unschuldigen.

Die Menge begann zu schreien. Frauen kreischten und drohten, pressten ihren Kindern die Hand vor die Augen und drohten mit der freien Faust. Männer schauten sich an, suchten mit den Blicken das Einvernehmen des Waffenbruders, und schoben sich auf Tony zu. Ein Mann hielt einen Strick in der Hand. Ein Stein flog und fuhr krachend gegen die Schaufensterscheibe. Ein zweiter Wurf – es war eine kleine Rotzbacke, die sich halb hinter dem Sari der Mutter versteckt hielt – traf Tony schmerzhaft an der Schulter.

Für einen Augenblick, während Panik sich bis in die letzte Zelle seines Körpers ausbreitete, spaltete sich Tony Tanners Bewusstsein. Er sah sich selbst, schwebte wie ein Sterbender über dem Ort des Geschehens. Er sah sich selbst, dümmlich grinsend, mit ausgebreiteten Armen, vor drei Leichen. Er erkannte die Mordlust, die wie ein schwarzer Dampf über den Häuptern der Menge waberte, er erblickte die Gruppe von Männern, ein Kampfverband, eine kleine Armee Entschlossener inzwischen, die auf den vermeintlichen Mörder zuschritt.

Dann hatte er sein Bewusstsein wieder. Die dunklen Augen der Männer waren ganz nah.

Tony fuhr mit einem Schrei aus seiner Erstarrung auf. Nur der Weg zurück in den Laden war noch offen. Und den nutzte er. Er sprang los, stieß einen seiner Häscher zur Seite und tauchte in die dämmrige Kühle des Ladens ein. Nach einigen hastigen Schritten, die laut in der plötzlichen, erstaunten Stille klatschten,

brach auf der Straße Gebrüll auf. Menschen hasteten hinter im her.

Tony trat die Tür eines Büros auf. Kein Fenster, ein abgeschlossener Raum. Zurück! Brüllend wie ein Irrer stürmte Tony aus der Sackgasse, erschreckend genug, um seine Verfolger für den Bruchteil einer Sekunde zurückprallen zu lassen. Das reichte. Tony setzte an ihnen vorbei und hastete einen Gang hinunter. Eine Ecke. Wohin? Hinter ihm johlten die Verfolger. Inzwischen waren sie nicht nur wütend, weil er gemordet hatte, sondern, schlimmer noch, weil er sie bisher an der Nase herumgeführt hatte. Die Sache wurde persönlich. Tony ließ sich an die Wand fallen. Sein Herz raste. Er keuchte. Aus den Augenwinkeln sah er den dunklen Block seiner Verfolger heranstürzen. Vor ihm war es Dunkel.

Tony hatte Angst. Er konnte die Verfolger riechen, eine Mischung aus Schweiß, Wut und Jagdtrieb. Er stürzte vorwärts ins Dunkle. Er stolperte, fiel schmerzhaft auf das Knie, raffte sich hoch, prallte gegen einen Widerstand. Holz. Eine Tür. Wo ist die Klinke. Fieberhaft tasteten seine Hände. Da, die Klinke. Er drückte sie herunter, riss an der Tür. Sie bewegte sich nicht.

Da, ein Schlüssel unter der Klinke. Tony drehte den Schlüssel.

Die Schreie der Verfolger dröhnten in seinem Kopf wie Explosionen. Mein Gott, warum geht diese verfluchte Tür nicht auf. Jetzt, sie geht auf, sie geht auf, sie geht nach innen auf, du Schwachkopf. Tony warf sich mit dem gesamten Gewicht seines Körpers nach hinten. Die Tür schwang knarrend auf. Licht fiel wie ein massiver Gegenstand in den Flur. Seine Verfolger waren so nah, dass die Ersten durch die offene Tür auf die Gasse taumelten, während andere auf Tony aufliefen. Unter dem Gesicht der Körper wurde Tony nach vorn geworfen und schlug gegen die Türkante.

Sein Bewusstsein schwand. Mit der instinktgesteuerten Entschiedenheit eines Reptils kämpfte sich Tony aus dem Gewühl von Menschenleibern. Er duckte sich, trat, stieß mit dem Ellenbo-

gen in weiche Leiber oder krachend gegen erhitzte Schädel, stieß mit dem Finger in die Richtung von Augenhöhlen, kniff, spuckte und biss. Kurz gesagt, er imitierte einen gruppendynamischen Prozess in einer englischen Mädchenschule.

Er schaffte es bis zur Straße. Auf der einen Seite rappelten sich die Verfolger, die ihn überholt hatten, gerade auf und versperrten den Ausweg.

Tony Tanner rannte los. Seine Schenkel schmerzten, seine Muskeln schienen wie glühende Drähte unter der Haut zu liegen. Es war eine kleine Gasse zwischen drei oder viergeschossigen Häusern. Werkstätten lagen an beiden Seiten, kleine Ladengeschäfte, dazwischen eine Garküche, vor der sich eine Gruppe versammelt hatte. Die Menschen schauten erstaunt auf den Europäer, der blutverschmiert an ihnen vorbeihastete. Aus der Verfolgergruppe erhoben sich wieder erregte Stimmen. Tony konnte ausreichend Hindi, um zu verstehen, dass er hier als Mörder gebrandmarkt wurde, als Meuchler, den es zu fangen galt. Das Stimmengewirr wurde dichter, überholte Tony, lief ihm voraus. Jetzt war kein Erstaunen mehr in den Augen der Menschen, an denen er vorbeirannte. Jetzt sah er Verstehen und Entschlossenheit. Ein alter Mann trat Tony in den Weg, leise winkend, zitternd, tattrig, aber voller Vertrauen auf die Unantastbarkeit seines Greisenalters. Tony rammte ihn in der Art eines Rugbyprofis zur Seite.

Der alte Mann kippte zur Seite, riss im Stürzen die Ladentheke eines Gewürzhändlers um.

Eine Wolke scharfer Gewürze staubte auf, der Alte gab winselnde Schreie von sich. »Alles klar, Tanner, bei drei wachst du auf. Also ich zähle. Eins, zwei, drei!«

Ein heftiger Stoß. Das war kein Greis, der Mann war im besten Alter und hatte die Figur eines Ringers. Und er war wütend auf Tony. Tony taumelte von dem Anprall, stolperte über das grobe Pflaster, die Arme lächerlich und hilflos nach vorn gestreckt. Der Mann kam hinter ihn und stieß ihm die Beine weg. Tony knallte

auf den Boden, trat zu und erwischte den Mann an seiner empfindlichsten Stelle. Der brüllte wie ein Stier und griff nach Tony. Der war inzwischen wieder auf den Beinen, sodass der andere nur noch einen Hemdenzipfel erwischte.

Tony strampelte, kam aber keinen Schritt weiter, er trat auf der Stelle und quiekte wie eine Ratte. Dann zerriss der Hemdenstoff, Tony schoss raketenartig vorwärts und konnte auf diese Weise den Ring von Menschen durchbrechen, der sich um ihn zusammengezogen hatte. Die Gasse vor ihm war frei.

Aber die Rufe überholten ihn wieder. »Nebengasse, Weg abschneiden«, konnte er vernehmen. Tony Tanner rannte, wie er noch nie im Leben gerannt war und wusste dennoch, dass alles vergeblich war. Sie würden ihn erwischen und in Stücke reißen. Warum also der Aufwand. Stehen bleiben und auf das Ende warten. Warum dieser verdammte Wunsch weiterzurennen, obwohl sein Herz raste, die Lunge nur noch krampfhaft die Luft einsog, jede Stelle seines Körpers aufgeschunden und voller Schmerz war.

Da, eine Abbiegung. Die musste er nehmen. Hinter ihm knatterte es. Er verstand nicht.

Dann fuhr es ihm eiskalt das Rückgrat hinunter. Ein Motor. Ein Zweitakter. Ein Dreirad. Sie jagten ihn mit einem Dreirad. Wie lange noch. Zehn Sekunden, zwanzig, dreißig Sekunden?

Das Knattern wurde lauter, untermalt vom Johlen der Besatzung.

Die Abzweigung, sein Schwung ließ Tony fast gegen eine Hauswand prallen. Ja, da liegt eine Rohrleitung auf der Straße.

Steckt euch euer Dreirad irgendwo rein, ihr Säcke, das bringt mir mindestens zwanzig Sekunden Vorsprung, bis ihr über die Rohrleitung kommt.

Die Straße teilte sich. Verflucht. Der Supermarktkasseneffekt – du wählst immer die Schlange, die langsamer vorwärtskommt, Tanner. Also was wählst du jetzt?

Tony keuchte in die Gasse und erkannte im selben Moment,

dass er verloren hatte.

Triumphierende Stimmen erschallten. Sie wussten, dass er sich in dieser Sackgasse gefangen hatte.

Das war's dann wohl, Tony Tanner. Hoffentlich wird mein Gesicht nicht entstellt, falls meine Eltern mich identifizieren müssen. Wird Francine um mich weinen? So ein elender Zufall.

Tony hatte den Bettler, der zusammengesunken unter einer Schwelle saß, für einen schmutzigen Sack gehalten. Sei es drum. Tony lief keuchend aus und wartet auf das Ende. Der Sack stand plötzlich neben ihm.

Dann wurde Tonys Arm ergriffen. Der Bettler hatte in eine der blutenden Schürfwunden gepackt, die Tonys Arm bedeckten. Tony brauchte eine Weile, bis er erkannte, dass die kreischende Stimme seine eigene war, die Panik, Wut und Schmerz in den Himmel über Bombay schrie.

Der Bettler fasste Tonys Arm mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte.

Tony ließ sich von ihm in einen Eingang schubsen, in einen engen Raum. Die Tür fiel krachend hinter ihm zu. Gefangen? Gerettet? Tony fühlte sich verzweifelt, schmutzig und elend. Seine Schmerzen spürte er aber nicht, so alarmiert und taub zugleich waren seine Nerven.

Beißender Abgasqualm drang in den Verschlag und nahm Tony fast den Atem. Mühsam unterdrückte er ein Husten.

Der Motor draußen heulte in höchsten Drehzahlen. Jemand spielte am Gasdrehgriff.

Tony drückte ein Auge an einen Ritz in der Tür. Er erkannte den Bettler, der gegen den Maschinenlärm anschrie und gestikulierte.

Auf dem Dreirad saßen junge Männer mit Messern und Knüppeln, der Fahrer ließ die Motordrehzahl zu einem wütenden Crescendo anschwellen und begann in der engen Gasse zu drehen. Was wollte er? Die Menschen schrien und schienen ihre

Jagd zu organisieren. Der Bettler machte weit ausgreifende Bewegungen, zeigte auf eine gegenüberliegende Mauer und begann dann mit einer Pantomime, die eine Mischung aus Reinhold Messner und Spiderman vor das Auge brachte. Die Verfolger verständigten sich. Wenn ihr Jagdeifer auch vielleicht schon im Abklingen war, diese Schmach galt es auf jeden Fall zu rächen. Der Mann mit der Ringerfigur erschien. Er hatte offensichtlich noch Schmerzen und ging vornübergebeugt mit einwärts gebogenen Knien. Dennoch riss er die Organisation an sich. Er überbrüllte alles, teilte die Menge in Gruppen auf, stieß Unwillige in ihre Abteilung und scheuchte das Dreirad los.

Als ob jemand ein Loch in eine Vase geschlagen hätte, lief der Lärm aus der Gasse ab.

Tony sackte auf dem Boden zusammen. Was sollte das alles?

Der Bettler wartete eine Weile, dann öffnete er die Tür, schlurfte an Tony vorbei, zog einige Bretter zur Seite und stieß eine andere Tür auf, die hinter den Brettern verborgen gewesen war. Irgendwoher nahm er einen indischen, ehemals wohl roten Blouson und bedeutete Tony, das Kleidungsstück über sein von verkrustetem Blut und Schmutz überzogenes Jackett zu ziehen. Das Blouson reichte Tony bis fast zu den Knien, und der Bettler reichte Tony einen Strick, der fortan als Gürtel diente. Er winkte Tony, der nun tatsächlich recht ordentlich und vor allem unauffälliger aussah, und führte den Widerstrebenden schließlich an der Hand durch einen Gang.

Sie durchquerten die Hinterhöfe der Slums, stiegen über Müllhaufen, kamen durch hallende Säulengänge, in denen das Unkraut aus den Fugen wucherte und wo Affen beleidigt fauchend in den Nischen hockten.

Schließlich traten sie auf eine breitere Gasse. An einer öffentlichen Wasserstelle, die aus zwei Wasserhähnen bestand, konnte sich Tony etwas waschen. Er folgte seinem Führer weiter durch ein Labyrinth von Sträßchen, Gassen und Höfen.

Diese Gegend war noch kein Vorort, aber auch kein Slum

mehr. Zwischen einigen gemauerten Häusern lehnten sich stabile Hütten mit festen Dächern aneinander. Es gab ein primitives, aber funktionierendes Netz von Stromleitungen, vor jeder dritten oder vierten Hütte ragte ein Wasserhahn aus dem Boden, und die Bewohner hatten sogar einen Abflusskanal gegraben.

Langsam fiel die Anspannung von Tony ab, und der körperliche Schmerz gewann wieder die Oberhand. Er fühlte sich völlig zerschlagen, aber weitaus schlimmer war die innere

Unsicherheit, die Empörung, der Verlust an seelischem Gleichgewicht.

Vor einigen Stunden hatte er sich noch um den Badekomfort des britischen Staatsoberhauptes gesorgt, dann wäre er fast lyncht worden – und nun hatte er seine Hand vertrauensvoll in die schmutzige Pranke eines Bettlers gelegt, den er selbst unter Aufbietung seines geballten europäischen Gewissens wohl anderweitig glatt übersehen hätte.

Der Bettler schob Tony sanft in eine der Hüttenstraßen. Eine gewaltige Rohrleitung lief auf Eisenständern den Weg entlang. Der Mann zeigt in eine Richtung und erklärte dabei etwas. Tony verstand kein Wort, zumal aus dem fast zahnlosen Mund des Bettlers Speichel in hohem Bogen hervorzischelte. Aber Tony verstand, das war die Richtung in die Stadt.

Ein Schluchzen der Erleichterung drang aus seiner Kehle, seine Augenwinkel wurden feucht. Der Bettler legte den Kopf schräg und schaute ihn unverwandt an. Tony war wütend über die Tränen, die jetzt ihren Weg über seine verschwitzte Wange zeichneten, aber er war zu erschöpft, um sich gegen seine Gefühle zu wehren.

»Hohoho«, machte der Bettler und zeigte seine beiden verbliebenen Schneidezähne. Dann stupste er Tony mit einer kameradschaftlichen Geste an die Schulter, ein »Na, Kumpel, haben wir das nicht fein hingekriegt?«, umarmte Tony und schob ihn dann in Richtung Stadt.

Diese Umarmung, diese so überraschende Geste menschlicher

Wärme, gab Tony etwas Kraft zurück. Er setzte Schritt auf Schritt vorwärts. In seiner Verkleidung fühlte er sich sicher.

Dann fiel ihm ein, dass er den Bettler belohnen musste. Bettler brauchen Geld. Er hob das Blouson an und tastete in seiner Hosentasche. Tatsächlich, da waren die Geldscheine. Mehr als dieser Bettler, der ihm das Leben gerettet hatte, je besessen hatte oder je besitzen würde.

Tony drehte sich um.

Aber die Lumpengestalt war schon verschwunden.

Die Rohrleitung gab ihm Schatten, obwohl sich die Sonne inzwischen schon senkte. Es roch nach dem Rauch von Herdfeuern, nach scharf gewürztem indischen Essen. Aus den

Hütten dudelten Transistorradios, und die erregten Stimmen einer einheimischen Seifenoper wehten wie übermäßig bunte Vorhänge aus den Fensteröffnungen.

Irgendein Gebäude überragte die Hütten, und die Rohrleitung machte einen ehrfurchtsvollen Bogen um die pyramidenartige Spitze. In Tony erwachte Neugier. Dieser Tempel, denn genau das war es, musste uralt sein. Und noch vor wenigen Jahrzehnten musste er weit vor der Stadt verborgen im Urwald gelegen haben, bevor die ständig ausufernde Metropole auch ihn in sich aufgesaugt hatte.

Beim Näherkommen hörte er rhythmisches Trommeln, das Tony Tanner in seinen Bann zog. Er umrundete die umstehenden Hütten, fand den Zugang zu dem Portal und trat über einige Stufen in eine Vorhalle. Irgendwo einen Moment sitzen, einen Moment ausruhen.

Tony betrat den Tempel in der Hoffnung auf etwas Ruhe und Rast. Es roch nach Kerzen, Ölfunzeln und Weihrauch. Aber da gab es noch einen weiteren Geruch, den er nicht genau einordnen konnte und der dennoch seine Instinkte merkwürdig belebte.

Einige Beter, zumeist Frauen, standen vor kleinen Steinstatuen. Niemand beachtete ihn.

Tony drang weiter vor. Er ging vorwärts und verfluchte mit jedem Schritt seine soeben erwachte Neugier. Aber nun war es zu spät. Aus einigen Seitenhallen des Tempels schritt eine Schar Menschen und wandten sich in seine Richtung. Tony wurde mitgeschwemmt, zuerst wurde er gedrängt, dann schwamm er förmlich vor der Menschenwelle, bis er in einem Innenhof angelangt war.

Verzierte Säulen umgaben den Hof. Auf der Gegenseite war eine rot und gelb bemalte Doppeltür. Neben der Tür saßen die Trommler, deren Spiel ihn angelockt hatte. Auf der anderen Seite der Tür saß ein weißbärtiger alter Mann. Er war nackt, aber sein Körper war über und über mit weißen Zeichen bemalt. In der Hand hielt er eine Reihe langer Holzbrettchen, die miteinander durch Stricke verbunden waren.

Zwei Männer brachten einen Holzbottich, schaufelten mit bloßen Händen roten Staub heraus und begannen, damit vor der Tür einen größeren Kreis zu streuen. Sie ließen sich viel Zeit, sie arbeiteten sorgfältig und voller Ehrfurcht. Die Menge wartete schweigend. Nicht einmal die Kinder, die sich zwischen die Beine der Erwachsenen gedrängt hatten, gaben einen Laut von sich.

Tony blickte sich vorsichtig um. Er sah auf die ausgemergelten Gesichter von Tagelöhnern, die nicht einmal ein Dach über dem Kopf hatten und mit ihren Familien auf den Gehsteigen Bombays nächtigten. Er sah Frauen, die vier oder fünf Kinder zur Welt gebracht hatten, mit Leibern, die verbraucht und unförmig waren. Ihre Gesichter wirkten uralte, obwohl sie wahrscheinlich jünger waren als er selbst. Er sah die Alten mit ihren zahnlosen Kiefern und den eingefallenen Wangen, vor deren Augen ein Leben in Schmutz, Hunger und Not einen Schleier von Abstumpfung gelegt hatte, sodass sie wie die verdreckten Fenster eines verlassen Hauses nur noch Leere zu verhüllen schienen. Ein Stück des Nachmittagshimmels schimmerte in dem Viereck, das im Hofdach offen geblieben war.

Tony entdeckte den Kondensstreifen eines Düsenflugzeugs,

der sich weiß, wie ein Kratzer auf einer Emailleplatte, durch das dunkle Blau zog.

Welcher Irrsinn, fuhr es Tony durch den Kopf. Da oben fliegen Hunderte von Leuten durch die Stratosphäre, lassen sich von hübschen Stewardessen teures Gesöff servieren, und ich schaue einem Ritual zu, das vielleicht schon existierte, bevor die arischen Eroberer an den Grenzen Indiens erschienen.

Die Trommeln verstummten. Der Kreis war geschlossen. Die Männer brachten den Bottich durch einen Nebeneingang hinaus. Irgendwo meckerte eine Ziege. Tony verstand.

Bloß nicht das, dachte er. Er wollte weg, aber die Menschen hinter ihm standen eng gepresst wie eine Mauer, und jede Bewegung wirkte in dieser Atmosphäre schweigender Erwartung doppelt und dreifach störend.

Es gab keinen Ausweg. Er musste es ertragen. Und es kam so, wie Tony es befürchtet hatte. Die beiden Tempeldiener schleiften einen Ziegenbock herein. Es war ein riesiges, schwarzes Tier, von dem ein widerlicher, scharfer Gestank ausging und den ganzen Hof erfüllte. Die Männer brachten den Bock in den Kreis, wobei sie darauf achteten, die rote

Markierung nicht zu verwischen. Dann blieben sie im Kreis stehen. Der Bock verharrte mit zitternden Flanken ruhig, nur der Schwanz pendelte nervös, die gespaltenen Pupillen in dem hässlichen Kopf schienen die Zuschauer zu mustern.

Die Tür flog auf. Dann ging alles schnell. Zwei Männer, die kurze weiße Hosen trugen und mit breiten roten Wollbändern quer über den Schultern geschmückt waren, traten in den Hof. Sie bezogen im Kreis Position. Der Priester begann mit singender Stimme ein Gebet vorzutragen.

Tony verstand nichts von diesem uralten Sanskrittext, außer einem oft wiederholten *Kali Ma*.

Nun erschien ein weiterer Mann, gekleidet in Schwarz und Rot. Zwei Messer steckten in seinem Gürtel. In der Hand hielt er ein breites Schwert. Ohne den Moment eines Zögerns schritt er

zu dem Ziegenbock, hob in einer fließenden Bewegung die Waffe und schlug dem Tier mit einem einzigen Hieb den Kopf ab. Der Schädel schlug dumpf auf den Boden, ein Blutstrahl schoss aus dem offenen Hals, stieg und fiel rhythmisch unter den letzten Schlägen eines starken Herzens und versiegte dann langsam. Die Tempeldiener hielten den Kadaver aufrecht, bis auch das letzte Tröpfchen Blut in den roten Kreis gesickert war.

Jetzt stieg der Geruch auf, den Tony vorhin gewittert hatte. Blut. Wieder einmal an diesem verfluchten Tag stieg Panik in ihm auf. »Kali Ma« intonierte der Priester.

Mutter Kali. Er war in einen Kali-Tempel geraten. Einen Tempel. Wo die schreckliche, schwarze, blutdürstige Göttin Kali verehrt wurde. Kali, die Zerstörerin, Kali, die Tänzerin auf den Leichenfeldern dieser Welt.

Immer noch war die leiernde Stimme des Priesters der einzige Laut. Aus einem Mauerloch flitzte eine fette Ratte und hob schnuppernd die Nase.

Die Tempeldiener hoben den Kadaver des Ziegenbocks auf und warfen ihn in den Hof, außerhalb des Kreises. Der Schädel flog hinterher. Er krachte gegen eine Steinumfassung. Ein Horn brach ab und schlitterte über den Hof. Die Ratte verschwand kurz und war sofort wieder da.

Die Stimme des Priesters brach ab. Er legte seine Holzbrettchen zur Seite, hob die Hände und ließ sie mit einem lauten Klatschen zusammenfallen. Eine Bewegung ging durch die Menge. Wie es die eng gedrängten Menschen schafften, war Tony ein Rätsel, aber alle fielen in dieses Klatschen ein. Es hatte nichts Aufpeitschendes, sondern erinnerte eher an die dumpfen Paukenschläge einer militärischen Trauerfeier.

Von dem Schwert des Opferpriesters tropfte noch das Blut. Er blieb ruhig, während die beiden anderen Männer an ihn herantreten, die Messer aus seinem Gürtel zogen und wieder Position einnahmen, während sich der Schwertträger durch die Tür zurückzog und sie verschloss.

Das Klatschen wurden schneller, lauter und erregender. Ein dumpfer Ton drang aus den Kehlen der Umstehenden. Die beiden Männer schwangen ihre Messer und begannen sich zu umrunden. Sie machten große Schritte, die an pantomimische Darstellungen von Tieren erinnerten, sie sprangen und ließen die Messer kreisen. Tony hatte es geschauert, als er die blinkenden Klingen sah und an die Weichheit der nackten, braunhäutigen Körper dachte, die sich so lebendig und geschmeidig in ihrem roten Kreis bewegten.

Der Anblick und die irrealen Atmosphäre des Tempels brachten Tony Tanner in einen merkwürdigen Schwebestand. Die Ereignisse des Tages verblassten. Von den Menschen, die ihn umstanden, ging ein zwingender, ansteckender Strom aus, der ihn mitnahm und dem er sich nicht entziehen konnte. Er wurde für Momente eins mit der Menge, manchmal glaubte er, zu verstehen, doch wenn er sich Erklärungen suchte, fand er keinen Zipfel der Erkenntnis mehr.

Noch einmal steigerte sich das Klatschen, die Trommeln fielen ein, der Priester setzte erneut zu einer Beschwörung an. Die Tür flog auf. Sechs Männer trugen ein Gestell herein, auf dem eine Statue befestigt war. Tony sah sie und erschrak.

Ja, das war sie. Kali, die Schreckliche. Das verzerrte Gesicht schwarz, die Augen aufgerissen, die Zunge hing, gefährlich rot bemalt, aus dem Mund, der in einem stummen Kampfschrei eingefroren war. Zwischen den Lippen schimmerten haifischartige Zähne. Die Gestalt war nackt. Unter dem üppigen Busen hing ein Totenschädel an einer Knochenkette.

Die Göttin tanzte. Ihre vier Arme hielten Waffen und abgeschlagene Köpfe, ihre Füße zermalmt in der Ekstase der Zerstörung Leichen und Schädel.

Schreie steigen aus den Reihen der Zuschauer. Frauen, zahnlose Greisinnen und junge Mädchen kreischten und trällerten, wie Tony es von Nordafrikanerinnen kannte. Diese girrenden Schreie, die schon die Frauen von Troja ausgestoßen haben

mochten, wenn ihre Männer die Leichen erschlagener Griechen durch den Staub der Stadt schleiften. Schreie, die zu Gewalt aufforderten, zu Grausamkeit anstachelten, zur Raserei führen wollten. Schreie, mit denen man Männer in die Schlacht schickte oder den Tod gefangener Gegner am Marterpfahl bejubelte.

Die Atmosphäre, die eben noch so ruhig und gelassen gewesen war, begann zu brodeln und zu kochen. Das Klatschen dröhnte in den Ohren, die Schreie stießen wie spitze Nadeln bis in das Hirn, das dumpfe Stöhnen, als würden die letzten Seufzer der Gemarterten imitiert, riss mit. Die Erregung stieg in Wellen auf, umbrandete den Hof, sog jeden Einzelnen in einen Strudel. Hier waren keine einzelnen Menschen mehr, es war auch keine Masse, keine Menge, in diesem Tempelhof stand ein neues, einziges Wesen, gefangen und gebunden und geschaffen und angetrieben von dieser Aura der Raserei.

Tony spürte das Dröhnen wie einen körperlichen Gegenstand, der ihm auf den Bauch drückte und sein Trommelfell in Vibrationen versetzte. Seine Hände zuckten und wollten mitklatschen, als hätte sich eine fremde Macht seines Nervensystems bemächtigt und würde nun die Impulse geben.

Die Kalistatue wurde jetzt im Innenhof herumgetragen. Die schwitzenden Männer liefen durch die Blutlachen auf dem Boden, drehten sich im Kreis, bis ihre Füße von einem Gemisch aus Sand und Blut bedeckt waren und wie unförmige Klumpen wirkten. Schwankend und laut keuchend drehten sie erneut und führten ihre Göttin an den Zuschauern entlang.

Ganz nahe kamen sie an Tony vorbei, der in der ersten Reihe stand. Der Totenkopf an der Kette war ohne Zweifel echt. Halb betäubt fuhren seine Blicke an dem schlanken Leib der Göttin entlang, nur um wieder von Abscheu und Furcht gepackt zu werden.

Deutlich erkannte Tony zwischen ihren Oberschenkeln, an ihrem Schamdreieck, ihrem Venusdelta, dem Zielpunkt männlichen Triblebens, schimmernde weiße Eberzähne.

Die Vagina dentata, fuhr es Tony durch den Kopf, die Kastrationsmaschinerie, das Drachenmaul aller Macho-Albträume, die Altersversicherung sämtlicher freudianischer Therapeuten und ihrer von teurer bezahlenden Kunden blankgescheuerten Ledersofas.

Tony bremste sich gerade noch, bevor er sich in der instinktiven Bewegung des Michael-Jackson-Griffes von der Unversehrtheit seiner persönlichen Ausrüstung vergewissern konnte.

Die Statue stampfte vorbei. Vor dem Nebeneingang drehten die Träger erneut und blieben stehen. Die Göttin schwankte ein wenig, vielleicht weil die erschöpften Träger nicht ruhig stehen konnten, vielleicht auch, weil sie von dem mitreißenden Lärm der klatschenden Hände erfasst worden waren.

Die Kämpfer im Kreis warfen sich vor der Göttin zu Boden. Sie blieben einige Herzschläge lang ausgestreckt, regungslos, den Kopf auf den Boden gepresst. Dann sprang der Erste auf, und bevor der andere ganz auf den Beinen war, erwischte ihn ein Tritt in die Magenröhre, der ihn taumeln ließ. Er antwortete mit einem gezielten Messerstich, der den Arm des Gegners mit einer klaffenden Wunde zurückließ. Dies war kein Tanz mehr, dies war ein Kampf auf Leben und Tod. Die Kämpfer umkreisten einander, duckten sich, sprangen vor, fintierten, machten Ausfälle und zogen sich mit raubtierhafter Geschmeidigkeit zurück.

Tony verstand nicht viel von diesem Spiel, aber er erkannte, dass diese Männer Meister waren, tödliche Feinde für jedweden, der nicht so geschickt mit der Klinge war wie sie.

Plötzlich fiel Tony ein Abschnitt aus einem Buch ein, das er vor langer Zeit einmal gelesen hatte. Was war es noch einmal? Graves? Nein, der nicht. Frazer, genau Frazer, hieß der Autor, und sein Buch hatte den Titel »Der goldene Zweig«. Bevor Tony damals ermüdet die gewaltige Schwarte zur Seite gelegt und nie wieder aufgenommen hatte, hatte er die Anfangsseiten überflogen. Da ging es um den Wächter eines antiken Tempels. Diese Position, wenn er sich recht entsann, wurde nur durch Kampf

entschieden. Ein Mann tötete den alten Wächter und wurde somit selbst zum Herrn des Tempels. Bis irgendwann einmal ein besserer Gegner kam. Es war eine Kette, die durch Blut und Tod verbunden war. Richtig, Frazer hatte da voll in den Vorrat romantischer Versatzstücke gegriffen. Ein gehetzter Mann, der mit gezücktem Schwert nächtliche Wache rund um das Heiligtum geht.

War er hier Zeuge eines ähnlichen Vorgangs? Der eine Kämpfer jedenfalls, der ältere offensichtlich, trug schon viele Narben. Noch war nichts entschieden. Die Kämpfer bluteten aus einigen Schnittwunden, ihre einst weißen Hosen waren von roten Streifen durchzogen. Aber es gab keinen tödlichen Stich, keine Verwundung, die einen der beiden Kämpfer gelähmt hätte.

Tony hatte einmal in der Nähe des Piccadilly-Zirkus einen Spielsalon betreten, und angezogen von den seltsamen Bewegungen der Spieler hatte er sich einen Helm aufgesetzt und war in die Welt eines Computerspieles abgetaucht. Bald waren Dinosaurier erschienen und er hatte voller Panik vergessen, dass dies ein Spiel war, dass er den Helm nur einfach abzunehmen brauchte, um zurück in die Wirklichkeit zu kommen. Jetzt war es genauso. Aber es gab nicht einmal einen Helm, den er vergessen konnte.

Ein harter Stoß traf Tony in den Rücken. Er kippte nach vorn, verlor das Gleichgewicht und stürzte von der niedrigen Umrandung in den Hof. Wer immer es war, der ihn getreten hatte, er war immer noch hinter ihm und stieß Tony weiter.

Tony stolperte vorwärts und landete in dem Ring der Kämpfer. Eine Stimme schrie in Hindi. »Ein Weißer, ein Gegner, tötet ihn«, forderte sie.

Ein Weißer! Erinnerten sich diese Menschen an den gnadenlosen, blutigen Krieg, den die Engländer in rücksichtslosester Manier gegen die Kali-Anbeter geführt hatten?

Egal, nur raus hier. Tony riss sich selbst aus dem Bann, der ihn gefangen gehalten hatte.

Er peilte die Träger der Statue an, die sich am wenigsten von allen bewegen konnten. Er kam an ihnen vorbei, erreichte den Nebeneingang und stürzte ins Dunkle. Er kam in einen Stall, dessen durchdringender Geruch keinen Zweifel daran ließ, dass hier die Opfertiere eingestellt wurden.

Die Holzwand bot keinen großen Widerstand, als sich Tony gegen sie warf. Er landete in einer stinkenden Pfütze menschlicher Fäkalien, raffte sich schüttelnd auf und rannte weiter.

Tony Tanner befand sich in einem Albtraum. Er war in einer Zeitschleife gefangen, die in ihn gnadenloser Abfolge zu neuen Fluchten zu zwingen schien.

Seine Erinnerung war gnädig und speicherte die Bilder nicht mehr. Tony rannte so schnell er konnte, und hinter ihm, wieder einmal, drängten sich die Verfolger, allen voran die beiden Messerkämpfer.

Wenn er es etwas näher in die Stadt schaffte, zu einem Bahnhof – von irgendwo war doch der Pfiff einer Lokomotive in die Stille des Tempels gedrungen – zu einer Omnibushaltestelle, zu einem Taxisammelplatz, dann wäre er gerettet.

Aber er würde nicht gerettet werden. Sie kamen näher. Er konnte ihren Atem im Nacken spüren. Eine vorgestreckte Messerspitze ritzte seine Schulterblätter.

Plötzlich war dieser Mann da. Ein hochgewachsener, kräftiger Europäer. Eisblaue Augen blitzten Tony an. Der Mann hielt eine lange, schwere Eisenstange in den Händen, ließ Tony passieren und senkte dann blitzartig die Stange wie eine Barriere. Die Verfolger rannten gegen das Hindernis, konnten es aber nicht fort-drücken, weil der Weiße es in einem Mauerloch blockiert hatte.

Noch niemals zuvor hatte Tony einen Menschen gesehen, der so gnadenlos kämpfte wie dieser Mann. Die Stange klirrte zu Boden. Einer der Messerkämpfer stieß nach dem Weißen. Der packte den Arm, lenkte ihn um und riss mit dem anderen Arm den zweiten Messerträger in die Bahn des Stiches. Der Getroffene

schrie auf, spie Blut und fiel zu Boden. Bevor er den Boden berührt hatte, war sein Kampfgefährte auch tot. Der Weiße hatte ihm den stahlhart vorgestreckten Zeigefinger in das Auge gestochen, tief bis in das Gehirn.

Die Menschen wichen zurück und begannen schrill zu schreien. Die eintretende Verwirrung nutzen Tony und sein Retter. Der Mann deutete schweigend auf eine Leiter an einem der Stützpfeiler der Rohrleitung. Sie kletterten hoch und erreichten das Rohr. Tony kletterte als Erster. Er kam nur langsam voran, denn seine Hände zitterten und erlaubten es ihm kaum, die rostigen Sprossen sicher zu fassen. Der Weiße kam hinter ihm. Ein- oder zweimal hörte Tony ein Krachen, als die Kampfstiefel des Weißen einem Verfolger die Nase eintraten.

Dieser Mann war gnadenlos, aber auch effektiv. Er tötete ohne Gefühl, aber auch ohne Lust und er tötete nur, wenn er es für nötig hielt. In diesem Fall reichten eine gebrochene Nase und ein zerschmetterter Kiefer, um die Verfolger auf Distanz zu halten.

Das Rohr war breit genug, um darauf zu laufen. Aber es war auch glitschig, und die beiden Männer hatten keine Zeit, ihre Füße mit Bedacht zu setzen. So wäre Tony fast abgerutscht, hätte ihn der andere nicht gehalten und hochgezogen.

Sie eilten über die Hüttendächer, verfolgt von einer tobenden Menge, die sich auf dem Weg zusammenrottete und mit allem warf, was sie irgendwie in die Hände bekam. Steine krachten gegen die Wand und hinterließen ein tiefes, unheimliches Dröhnen, das durch das Rohr auf- und abschwang. In vorsichtiger Entfernung waren auch einige Leute auf das Rohr geklettert. Dann machte die Leitung einen Bogen. Unter ihnen war ein Bahndamm mit mehreren Gleisen.

Die Verfolger blieben zurück. Das war nicht mehr ihr Revier. Der Weiße hatte die Führung übernommen. Tony trottete hinterher. Keiner sprach ein Wort. Tony war zu erschöpft, und der andere hatte offenbar kein Interesse an einer Unterhaltung.

Schließlich senkte sich die Rohrleitung und verschwand in ei-

ner Böschung. Die beiden Männer kletterten die Schräge hoch und befanden sich an einer Straße, über die der Feierabendverkehr rollte.

Zwischen den Häusern blendete die untergehende Sonne hervor und ließ die Schatten der Autos als groteske Verzerrungen über den Gehweg hüpfen.

»Hier lang«. Das war das erste Mal, dass der Mann überhaupt etwas gesagt hatte.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«, begann Tony zu stammeln.

»Dann halten Sie den Mund.« Das klang nun nicht besonders freundlich, aber das wunderte Tony kein bisschen. Schließlich wusste er, dass die schleimige Masse am rechten

Zeigefinger des Mannes eine Mischung aus Augeninhalte und Gehirn sein musste.

Der Mann lotste ihn in eine Nebenstraße.

Was will der mit mir, dachte Tony. Wenn er mich nicht gerade herausgehauen hätte, würde ich denken, dass er mir eins über den Schädel geben will, um mich auszurauben.

»Es gibt einige Fragen«, sagte der Mann.

»Bitte, sofort, aber können wir uns nicht ein etwas lauschigeres Plätzchen aussuchen?«

»Nein.«

Der Mann kam näher. Das Bedrohliche der Situation wurde fast überwältigend, Tony wich zurück.

»Vorsicht!«, rief der Unbekannte.

Aber der Taxifahrer hatte aufgepasst. Tony wurde rückwärts in die geöffnete Tür des Wagens gerissen, und bevor er etwas sagen konnte, sauste das Taxi los.

Der große Mann schaute ihnen bewegungslos nach.

Tony brauchte einige Zeit, bis er die Tür des Wagens richtig schließen konnte. Er war völlig erschöpft.

Dann erst schaute er den Fahrer an. Es war der Parse, der in zu dem Antiquitätenladen gebracht hatte.

»Ich dachte, Sie könnten ein Taxi zum Hotel gebrauchen.«

»Völlig zutreffend«, stotterte Tony. »Aber woher wussten Sie, dass ich ...«

Der Fahrer lächelte ihn milde an und machte dann eine raumgreifende Bewegung mit der einen Hand, während die andere schaltete und ein Knie am Lenkrad war. »Bombay ist voller Menschen. Da spricht sich so was schnell herum.«

»Das sind mir zu viele Zufälle. Das gefällt mir nicht an der Geschichte.«

»Wenn Ihnen diese Geschichte nicht gefällt, dann schreiben Sie doch eine andere.«

»Mach ich, mach ich«, seufzte Tony. »Aber erst im Hotel.«

Zurück im Hotel hatte Tony sich über das Treppenhaus, das eigentlich nur für Feuerfälle vorgesehen war, in seine Suite geschlichen. Er hatte sich im Laufe der Jahre angewöhnt, seinen Schlüssel nie an der Rezeption abzugeben. So, das hoffte er, wusste niemand, ob er in seinem Zimmer war oder nicht, das hielt Diebe ab.

Nun lag Tony in einer Wanne, in die er so ziemlich alles hineingekippt hatte, was Schaum und Duft versprach. Der Erfolg war mäßig, denn einige seiner Wunden platzten erneut auf, und bald lag er in einem Gemisch aus Wasser, Blut und Badezusätzen, mithin einer Brühe, die eher als Süppchen für Frankensteins Monster gepasst hätte.

Vor dem Spiegel unterzog sich Tony einer eingehenden Untersuchung. »Wenn ich ein Gaul wäre, würde man mich notschlachten«, stellte er matt grinsend fest. Aber in dem Internat, in dem er einige Jahre durchlitten hatte, musste man oft genug blutiges Rugby spielen, um nicht als Schwuler dazustehen. Das hatte Tony für solche Momente wie diesen gehärtet.

»Nicht für die Schule lernen wir«, brabbelte er, um dann an die Vagina dentata der Kali zu denken und seine Unversehrtheit in gewissen Körperregionen mit einem kindischen Kichern zu bejubeln.

Da war er wieder. Wozu also diese ganze verdammte Höllentour, um Francine zu vergessen, bloß damit er nachher aussah wie ein Stock-Car nach einem Mega-Crash – und doch wieder an sie denken zu müssen. Francine, Dorkas, ein Bettler, Anschläge auf sein Leben, Leichen, Schädel, Gehirn. Parsischer Taxifahrer. Ein Fremder mit eisblauen Augen, ein gnadenloser Krieger. Tonys Gehirn raste. Die furchterregenden Ereignisse, gehörten sie zusammen? Welche Rolle spielte er selbst, und waren die Zufälle eigentlich keine Zufälle? Er dachte an das Gesicht des Alten, der in Tonys Burberry-Mantel gestorben war. Die Fratze des Todes.

Mit einem wütenden Tritt fegte Tony seine ruinierte Kleidung in eine Ecke des Baderaumes. Dann stutzte er, ging zu dem Kleiderhaufen, bückte sich stöhnend und zog etwas aus einer Tasche. Es war eine Einladungskarte. Kupfertiefdruck auf teuerstem Büttin, wie er als Kenner solcher Dinge feststellte. Die Karte hatte mit einer Ecke aus der Jackettasche geragt und so seine Aufmerksamkeit erregt.

Schnaufend setzte sich Tony auf den Rand der Wanne, um sogleich wieder stöhnend aufzufahren. Auch dort war eine Platzwunde.

»Ich muss dringend zu einem Arzt. Sobald ich in London bin. Den Rückflug muss ich wohl stehend absolvieren.«

Wer hatte die Karte in seine Tasche gesteckt? Der Bettler? Blödsinn. Andererseits – welcher Bettler rettet mal eben so einem Unbekannten das Leben? Der unbekannte Weiße, diese nicht so eindeutig zwischen Retter und Entführer schwankende Gestalt? Oder der Taxifahrer? Na klar. Es musste der Taxifahrer sein.

Irgendein Fahrgast hatte die Karte verloren und der Parse hatte geglaubt, er, Tony Tanner, sei das gewesen und hatte sie ihm zugesteckt, als er die Karte beim Heraushebeln von Tony aus dem Wagen unter dem Sitz entdeckte.

Tony nahm die Karte noch einmal genauer in Augenschein.

J. A. Matanka gibt sich die Ehre, stand da. Einladung zu einem Gartenfest, am ... Es war das Datum des heutigen Tages, wie

Tony mit Blick auf seine Uhr feststellte. Beginn in zwei

Stunden. In kalligrafischer Schrift stand der Name des Eingeladenen mitten auf der Karte. »Mr. Tony Tanner Esq.«

Kein Zufall, jetzt ist es kein Zufall, dachte Tony, und nichts ist ein Zufall.

»Gut«, murmelte Tony. »Holt Jod, holt heißes Wasser. Es wird Zeit, dass ich auch wieder mitspielen darf. Erster Akt: Ich besuche eine Gartenparty.« Dann rief er den Hotelmedikus und ließ sich verarzten. Es war sowieso an der Zeit gewesen, seine Tetanus-Impfung aufzufrischen.

Der Wagen schaukelte souverän wie ein Schiff in leichter See und glitt mit fast aufreizender Lässigkeit über die Schlaglöcher in den Straßen hinweg.

Tony befand sich in einer abgeschlossenen Welt. Aus den Lüftungsschlitzen fächelte gefilterte und gekühlte Luft, Panzerglasscheiben ließen den Verkehrslärm nur als sanftes Rauschen in den Fond der Limousine dringen.

Er saß in einem der etwas betagten Rolls-Royce Silver Ghost, die das Hotel samt Chauffeur für ausgewählte Gäste zur Verfügung stellte. Tony Tanner war ein solcher ausgewählter Gast. Vor der Abfahrt hatte er mit dem freundlichen Hotelmanager geplaudert und ihm die

Einladung zu Matankas Gartenparty gezeigt.

»Ein wichtiger Mann«, hatte der Direktor gesagt und ehrfurchtsvoll mit dem Kopf genickt. »Er besitzt große Produktionsanlagen, Chemie, Anlagenbau, Transportunternehmen. Etwas verzweigt, etwas undurchschaubar, dieser Konzern. Hat nicht immer die beste Presse – aber wie das so ist, die Journaille schlägt Krawall, weil sich das in einer Demokratie so gehört, und in der nächsten Woche gibt es einen neuen Buhmann. Irgendwie gehört es zu den Insignien der Macht, in manchen Presseorganen

heruntergeputzt zu werden.«

»Gut«, hatte Tony entgegnet. »Dann darf ich mich sicher geehrt fühlen. Aber ich kenne ihn gar nicht. Wie ist wohl die Kenntnis meiner eher bescheidenen Existenz an das Ohr dieses großen Mannes Bombays gedrungen?« Tony hatte vorsichtig auf eine mögliche Indiskretion des Hotels angespielt. Jedoch sein Gegenüber hatte nur sehr breit gelächelt.

»Sie sind zu bescheiden, Herr Tanner. Britisches Büro für königliche Reiseangelegenheiten klingt doch gewaltig.«

»Klingt wirklich gut«, bestätigte Tony. »Und wir haben auch einen tollen Briefkopf und ein wunderprächtiges Wappen und ein stets gut poliertes Messingschild neben den Eingängen zu den Büros. Nichtsdestotrotz sind wir lachhafte Boy Scouts, in deren Fußspuren sich dann erst die wirklichen Autoritäten vom Außenministerium, vom Hofamt und was weiß ich noch bewegen.«

Der Hoteldirektor hatte die Arme ausgebreitet. »Einem Orden sieht man nicht an, ob er durch Tapferkeit oder Hurerei erworben wurde. Und ein offizieller Briefkopf ist ein offizieller Briefkopf, da mögen Sie sich so bescheiden geben, wie Sie wollen. Und da das so ist, möchte sich Herr Matanka vermutlich mit einem Gast schmücken, auf den ein Abglanz der britischen Krone fällt. So etwas macht sich in einer Gästeliste ausnehmend gut, meinen Sie nicht?«

Tony war noch nicht zufrieden. »Schaut er sich vielleicht die Gästelisten der Hotels an?«

»Es gibt auch in dieser Stadt Zeitungen mit Klatschspalten. Berichterstatter, die Tausende von Rupiah täglich ausgeben, um Blicke in alle möglichen Listen werfen zu können. Oder die einem Hotelpagen ein heißes Wochenende ermöglichen, indem sie eine kleine Information gegen einen Stapel Scheine tauschen. Herr Tanner, das ist Indien, und ich denke, Sie verstehen es!«

»Das heißt, dass Sie sich Ihres Personals nicht ganz sicher sein dürfen?«

»Ich versichere Ihnen, dass Sie und alle unsere Gäste hier sicher und bestens aufgehoben sind, Herr Tanner.« Der Hoteldirektor hatte gekonnt eine Portion Balsam und milde Seelenart in seine Stimme gelegt. »Wir sind alle sehr stolz, dass unser Haus erneut des hohen Besuchs Ihres Staatsoberhauptes für würdig befunden wurde. Und das spricht sich zwangsläufig herum. Ich habe darin auch kein Problem gesehen, man muss die Leute schließlich motivieren. Große Ereignisse lassen sich nun einmal nicht verheimlichen. Aber warum machen Sie sich so viele Gedanken? Genießen Sie den Abend. Für den Transport sorgt das Haus!«

Die Argumente des Hoteldirektors waren plausibel gewesen. Vielleicht hatte diese Einladung wirklich nichts, aber auch gar nichts mit den scheußlichen Ereignissen der letzten Stunden zu tun. Tony gelang es für kurze Zeit, sich zu entspannen.

Der Verkehr war trotz der abendlichen Stunde nicht abgeflaut. Im Gegenteil, die angenehmeren Temperaturen hatten noch mehr Menschen nach draußen gelockt. Scharen von

Motorrollern drängelten sich zwischen Lastwagen, die auf ihrer hoch getürmten Ladung noch zusätzlich menschliche Fracht transportierten, Dreiräder kreischten mit kreissägenartig heulenden Zweitaktmotörchen und breiten, blauen Abgasfahnen an schwer beladenen Eselskarren vorbei, Straßenkreuzer überholten knarrende, unter ihrer Last fast zusammenbrechende Fuhrwerke, die von hageren, nur mit Lendentüchern bekleideten Männern vorwärts gezogen wurden. Vor den Kinokassen drängelten sich Menschen. Die Geschäfte und Garküchen waren mit matten flackernden Glühbirnen oder grellweiß strahlenden Petroleumlampen erleuchtet. Für Sekunden glitten die Gesichter an Tony Tanner vorbei, Menschen im Gespräch, Menschen bei Verhandlungen. Menschen, die sich beim gemeinsamen Essen vergnüg-

ten oder einfach ihre Erschöpfung nach einem harten Arbeitstag bei einem halben Glas Schnaps teilten.

Die Limousine fuhr über einen lang gezogenen Straßendamm. In der Ferne schimmerten Lichter auf dem Wasser. Die Luft, die in das Wageninnere drang, trug den Geruch von Salzwasser mit sich.

»Wir sind gleich da, Sir«, sagte der Fahrer.

Schon von Weitem war das Anwesen Matankas erkennbar. Scheinwerfer hoben einen großen viktorianischen Prachtbau aus dem Dunkel hervor und legten eine Schicht von Lichterglanz und Schlagschatten auf die Fassade. Der riesige Garten war mit Fackelkranz umgeben, Fackeln markierten die Gehwege auf dem gepflegten Rasen, einige Pavillons hoben sich als Lichtinseln von der dunklen Fläche ab.

Die Vorfahrt war standesgemäß. Selbst der knirschende Kies, dieses Versatzstück aller Schnulzenromane im High-Society-Milieu, fehlte nicht und prickelte vornehm unter den Reifen der schweren Limousine.

»Leider kann ich nicht auf Sie warten. Sir«, sagte der Fahrer. »Ich muss dringend zum Flughafen. Aber ein Kollege wird in spätestens einer Stunde hier für Sie bereitstehen.«

»Gut. Dann werde ich mich jetzt gnadenlos vergnügen.«

Tony belohnte den Fahrer mit einem Geldschein und schritt auf den Garteneingang zu, wo Diener in traditionellen farbigen Trachten standen. Wie immer in solchen Momenten zuckte ihm die Angst durch den Kopf, er könnte seine Einladungskarte vergessen haben. Und wie immer in solchen Momenten war die Karte genau da, wo er sie hingesteckt und sich in

Minutenabständen von ihrer fortdauernden Existenz überzeugt hatte.

Berufsbedingt hatte Tony Tanner die Hohe Schule des Party-Survival verinnerlicht. Die drei goldenen Regeln lauteten: Habe immer ein Glas in der Hand, lächele, bleibe in Bewegung und wirke nie einsam. So griff er sich das Sektglas, das ihm, nachdem

er seine Einladung vorgezeigt hatte und mit einer Verbeugung und einer weit ausholenden Armbewegung in den Garten geleitet worden war, von einem der Bediensteten auf einem Silbertablett angeboten wurde.

Das schlanke Glas in der rechten Hand gab ihm die gewohnte Sicherheit. Die Linke verschwand salopp in der Tasche, und nun schlenderte Tony mit heiterer Miene über einen Rasen, der jedem englischen Schlossgarten zur Ehre gereicht hätte. Er lavierte geschickt zwischen den einzelnen Gruppen, reihte sich ein, wo eine Traube von Bewunderern und Schleimern eine offenbar besonders wichtige Person umgab, löste sich dann wieder und flanierete zur nächsten Gruppe. Auf jeden Beobachter hätte er wie ein Lebewesen gewirkt, das sich in vollkommener Weise an das Biotope einer Gartenparty angepasst hatte.

Der Champagner prickelte köstlich auf der Zunge, wärmte den Magen und sorgte nach einer Weile für eine gewisse Lockerheit, die Tony durchaus zu schätzen wusste. Auch das gehörte zu den Dingen, die er gelernt hatte: Trinke gerade soviel Alkohol, bis du anfängst, uninteressante Menschen sympathisch zu finden und Widerlinge erträglich, aber nie soviel, dass du nur ein einziges Wort mehr reden würdest als im Zustand vollkommener Nüchternheit.

Tony fing freundliche, weibliche Blicke auf und hob dann leicht sein Glas in Richtung der Lächelnden, ließ sich auf kleine Small Talks ein, die im Wesentlichen mit einem Lob des schönen Wetters, des herrlichen Gartens und des köstlichen Champagners begannen, um dann nach kurzer, gegenseitiger Vorstellung des Namens auf den Austausch von Herkunftsländern, Business und eventueller gemeinsamer Bekannter zu kommen, ein höflich-heiteres Abtasten und Ausloten eventueller gesellschaftlicher oder geschäftlicher Möglichkeiten.

Zwischendurch wurde genippt. Wie Geister aus dem Nichts standen stets rechtzeitig Diener neben jedem, der sein Glas leer hatte.

Der Gastgeber Matanka schien nichts von hinduistischen oder islamischen Alkoholverboten zu halten und eher in die Richtung westlicher Fettleber-Aspiranten zu tendieren.

Jedenfalls gab es mehr Personal mit wohlgefüllten Silbertablets auf dieser Festlichkeit als Flugblattverteiler an den Londoner Universitäten. Und das wollte schon etwas heißen.

Das wievielte Glas hatte er gerade – noch halb voll – in der Hand? Tony konnte sich nicht genau erinnern. Aber es musste schon aus diesem Grund das Letzte sein. Also unterdrückte er den angelernten Reflex des Champagnersüffelns und trug sein Glas als symbolischen Gegenstand mit eleganter Geste vor sich her.

Zwei Musikgruppen unterhielten die Gäste. Eine spielte westliche Musik, die andere bot traditionelle indische Klänge.

Eine Weile lauschte Tony dem auf- und abschwellenden Klang einer Klarinette, dann wandte er sich in die Richtung, aus welcher der Wind die silbrigen Klänge eines Sitar herüberwehte.

Tony löste sich höflich aus einem Gespräch, um sich etwas umzusehen. Auf dem Weg über den Rasen, der an dieser Stelle kaum beleuchtet war und von keinem anderen Gast betreten wurde, überfiel Tony eine Erinnerung.

Wo war es gewesen? In Wales, vielleicht auch in Schottland. Er hatte mit die Ferien mit seinen Eltern verbracht, und eines Nachts durfte er mit seinem Vater den Sternenhimmel anschauen. Sie waren auf einen Hügel geklommen. Über ihnen spannte sich der klare Sternenhimmel, sein Vater begann, ihm die Bilder zu erklären und die praktische Nutzbarkeit dieses Kenntnis für die Orientierung bei abenteuerlichen Expeditionen hervorzuheben.

Tony war begeistert. Dann war eine Sternschnuppe über den Himmel geschossen, eine Goldschimmernde, wundervolle Tränenspur, schnell und geschmeidig wie ein lebendiges

Wesen vor der ewigen Pracht des Firmaments. Und dann hatte

sein Vater über die Tausenden von Tonnen Materie, die jedes Jahr durch solche Meteoriten auf die Erde niederrieseln, gesprochen. Tonys kindliche Begeisterung hatte sich mit einem Gefühl gänzlichen Verlorenseins und einem beängstigenden Bewusstsein der eigenen Winzigkeit überlagert, und die Hand des Vaters, in der er seine eigene kleine kalte Hand geschoben hatte, war ihm wie der letzte Haltepunkt in einem übermächtigen, riesigen Raum vorgekommen. Tony hatte in die Tiefen des Himmels geschaut, und alles begann sich zu wandeln.

Plötzlich spürte er die Unendlichkeit, sein Magen krampfte sich zusammen in der Erkenntnis der unendlichen Räume, in denen diese Lichter schwebten. Räume, deren Ausmaße jeden menschlichen Begriff, jedes menschliche Denken, jedes Verstehen überstiegen, die den Menschen und seine kosmische Heimat zu einem nebensächlichen Nichts reduzierten.

Beinahe verzweifelt, als ginge es um das Überleben, hatte Tony damals versucht, sich an das Ende dieses Raumes zu denken. Aber es gab kein Ende, es gab keine Grenze; seine Gedanken griffen in eine Leere, in der weitere Universen schwebten, taumelten hilflos und zerfaserten bis zur Unerkennbarkeit ins Nichts. Er hatte begonnen, vor innerer Kälte zu zittern, und so waren sie sofort zurück in ihre Pension gegangen. Er erinnerte sich genau, wie er die Nacht schlaflos in seinem Bett verbracht hatte. Er hatte das Vertrauen zu der Erde verloren. Sie war nichts als ein Häufchen Dreck im Nichts, von chaotischen Kräften umhergeschleudert, die mit anderen chaotischen Kräften ein spinnenartiges Gewebe des Gleichgewichtes bildeten, die von erwachsenen Dummköpfen als Naturgesetze den Schülern eingepprägelt wurden. Aber Tony kannte die ganze Wahrheit. Er konnte förmlich das Ächzen des Materieklumpens hören, der sich zwischen anderen Steinbrocken um ein Höllenfeuer wälzte, jede Sekunde bereit sich loszureißen, jede Sekunde gefährdet, bedroht, dem Untergang geweiht.

Am Morgen hatte seine Mutter Tony schweißgebadet in sei-

nem ebenfalls schweißnassen Bett aufgefunden, einen ziemlich heftigen Ehekrach mit ihren Mann gehabt, in dem es um idiotische Ausflüge in der Nacht gegangen war. Sie hatte den Urlaub schlagartig abgebrochen.

»Das uns anvertraute Kind«, hatte sie gesagt, nicht »unser Junge« oder »dein Sohn«. Sie hatte ihn, Tony, gemeint.

In der folgenden Zeit war der kleine Tony zu eine gepriesenen Vorbild an Frömmigkeit avanciert, eine Zierde der Gemeinde und ein Quell der Freude für den Priester. Tatsächlich stahl er sich in die Arme der Kirche wie ein Verbrecher, der zufällig aus der Todeszelle entronnen ist und mit gehetzten Blicken ein Versteck sucht.

Seine Angst, die ihn wie der Blitzstrahl eines boshaften Dämons getroffen hatte, das Gefühl, hilflos über einem Nichts zu wandeln, konnte Tony aber auch in der so fest gemauerten gotischen Dorfkirche nie abwerfen. Und er hatte zu seiner Enttäuschung festgestellt, dass auch anglikanische Priester sich um Banalitäten wie Reifenwechsel eines Automobils kümmerten und ansonsten das Leben durchaus zu nehmen wussten. Sie hockten sich mit der Elite ihrer Schäfchen zum Fünfuhrtee zusammen, zermalmten Napfkuchen zwischen den Zähnen, wischten sich die Krümel aus den Mundwinkeln und intonierten im Gottesdienst irgendwelche alten Formeln und Namen, die Tony auch nicht den Bruchteil einer Sekunde von dem Wissen um die Zerbrechlichkeit des Universums befreiten.

Aus Gründen von Höflichkeit und Rücksichtnahme hatte er noch eine Weile den Nachwuchs-Mystiker gespielt, dann musste er auf das Internat. Das Überleben in dieser verhassten neuen Umgebung hatte alle seine Kräfte in Anspruch genommen, und so wuchs ein Schorf, eine dünne Kruste über seine Angst. Mit einem älteren Mitschüler fertig zu werden, dessen Zimmer schon den brünstigen Mief der Knabenumkleideräume in den Turnhallen hatte, erforderte eine Mischung aus Tücke, Geschmeidigkeit und Kaltblütigkeit, die sich in dieser Zusammensetzung nur bei

hoch gezüchteten Laborratten findet oder eben bei den Neulingen jener Institute, in denen Großbritannien seine kommenden gesellschaftlichen Stützen formte, im Klartext, in den hochgelobten Internaten des Landes.

Und jetzt, jetzt auf diesem Rasen, bei diesem Gartenfest eines ihm Unbekannten namens J. A. Matanka, erkannte Tony Tanner, dass seine Angst nicht verschwunden war. Er hatte sie nie überwunden, er hatte sie verdrängt, hinter die deckende Wand des Alltags verschoben.

Nun war sie wieder da, nachdem der Tod nach ihm gegriffen hatte. Die Erkenntnis entmutigte Tony Tanner keineswegs. Vielmehr spürte er aus diesem Gefühl eine Kraft entstehen, die er sich aber nicht genauer erklären konnte.

Tony lief weiter wie ein gut eingestellter Automat.

»Wie ich sehe, wagen Sie eine weitere Konfrontation mit dem Teufel Alkohol?«

Die Stimme, die Tony von der Seite ansprach, war tief und samten und hatte jenen gepflegten französischen Akzent, mit dem jeder Werbepsychologe Begriffe wie *Erotik*,

Sinnlichkeit und *Verführung* gekoppelt hätte.

Wenn ihn eben noch die existenzielle Erkenntnis der Nichtigkeit allen Seins gemartert hatte, überkam Tony Tanner jetzt das heftige Bedürfnis, diesem weiblichen Menschenwesen das Kleid herunterzureißen und sich in eindeutig wollüstiger Absicht auf sie zu stürzen.

Lucille Chaudieu sah schlicht sensationell aus. Sie trug ein seidenes Kleid in dunklem Rot, das ihr bis zu den Füßen herabfiel. Es war diese Sorte von Gewand, das Tony an moralisch verdorbene Nonnen erinnerte – nur scheinbar züchtig verhüllt und dabei doch den Betrachter keinen Herzschlag lang im Unklaren über den göttlichen Körper lassend, der unter der fließenden Seide atmete.

Jeder Mann musste sich bei diesem Anblick mit schicksalhafter

Notwendigkeit die Frage stellen, was Lucille Chaudieu wohl unter dem Kleid trug.

Sie weiß, dass ich mir diese Frage stelle, dachte Tony. Aber sie weiß nicht, dass ich es weiß, dass sie es weiß.

»Nichts«, beantwortete er dann laut die ungestellte Männerchicksalsfrage und begann jungenhaft zu grinsen.

»Nichts, was meinen Sie?« Lucille war verwirrt.

»Oh Verzeihung, ich meinte – nichts ist es mit der Konfrontation mit dem Alkohol. Ich bin ohne Widerstand untergegangen. Totale Vernichtung. Andererseits gibt einem der Vollrausch schöne Träume. Ich träumte soeben, mich hätte eine wunderschöne Frau angesprochen.« Tony zögerte einen Moment lang, während er innerlich grinsend die Pointe vorbereitet. »Das Letzte war wohl ein bisschen zu dick aufgetragen?«, fügte er dann hinzu.

Lucille stutzte. Er war ganz anders, als sie erwartet hatte – auf eine höchst angenehme Art anders. Aber wie war er eigentlich?

Sie gingen nebeneinander auf die indische Musikgruppe zu.

»Zu dick aufgetragen? Mir gefiel es. Aber Sie haben recht, es passt nicht zu Ihrem Typ. Nur wirklich begnadete Latin Lover sollten solche Dinge sagen.«

Rumms, Volltreffer, registrierte Tony. Respekt, die Schöne hatte Haare auf den Zähnen. Das Geplänkel begann ihm Spaß zu machen.

»Sie liegen damit natürlich völlig richtig«, konterte Tony. »Ich bin vom Schicksal dazu ausersehen, Frauen wie Ihnen die Tüten aus dem Supermarkt zu tragen und ihnen auf dem

Parkplatz beim Rangieren zu helfen, damit Sie schnell zu ihrem glutäugigen Latin Lover eilen können.«

Sie legte den Kopf leicht in den Nacken und lachte. Ein tiefes und freies Lachen, das sich wie ein aufflatternder Vogel über die Geräusche des Gartenfestes erhob. Der schönste Klang, den Tony seit Langem gehört hatte.

Eine größere Menschenmenge hatte sich um die Musikgruppe

versammelt. Fast alle waren Einheimische. Die Musik hatte in diesem Fall wie ein Filter den Westen vom Orient getrennt. Die Verschiedenheit der Typen faszinierte Tony. Er sah Gesichter mit dunkler, fast schwarzer Haut und sanften Augen und daneben standen Männer aus dem Norden, fast weißhäutig mit gemeißelten, scharfen und kühnen Zügen, unter deren überlegen hoch gezogenen Brauen die Blicke hervorstießen, die sich Tony bei den Eroberern vorstellen, als sie in Urzeiten, im Staub ihrer Rinderherden und mit dem Knarren ihrer Ochsenkarren an den Grenzmarken des Subkontinents erschienen waren, mit nichts in der Hand als ihrem Schwert und nichts im Herzen als der Kampfeslust, der Raubgier und dem Selbstbewusstsein des geborenen Kriegers. Tony liebte solche Gesichter. Dahinter standen kräftige Seelen, unbeugsame Charakteren – Männer eben. Oder jedenfalls die Sorte von Männern, die Tony Tanner als Ideal vorschwebten. Die Gegenbilder hatte er ebenfalls gleich neben sich. Junge Inder in modischer europäischer Kleidung, glattgesichtig, mit anliegenden schwarz glänzenden Haaren, oberflächlich und verbindlich, das Futter, mit dem man Software-Häuser, Banken und Börsenparketts der Gegenwart feist und dick werden ließ. Einige Adlige waren auch erkennbar, Maharadschas, die von der jahrhundertealten Gewohnheit der Macht und des üppigen Lebensgenusses aufgedunsen waren, glatt geschliffen von ihrer britischen Erziehung, poliert von ihrer Position in der Gesellschaft, bis sie den faden Schimmer eines matten Edelsteins auf den dicken Bäckchen angenommen hatten.

Er war derart in Betrachtung des martialischen Piratenprofils eines in der Nähe stehenden Kaschmiris versunken, dass Tony seine Begleiterin für einen Moment völlig vergaß.

Dann spürte er ihre Blicke. Er spürte die Blicke dieser dunklen Augen, wie sie sein Gesicht erforschten und sorgsam betasteten, mit mädchenhafter Zartheit und Vorsicht und doch mit der unverkennbaren Forderung einer Frau. Tony rührte sich nicht, ließ diesen Moment einfrieren als könne er einen Film anhalten.

Dann wandte er sich ihr zu.

Ihre Blicke trafen sich, kurz nur, aber viel zu lange, viel zu tief, um bloßer Zufall zu sein. Dann sprangen ihre Blicke voneinander ab, erschrocken wie zwei Menschen, die sich in Dunkeln einer Gasse entgegenkamen und sich erst kurz vor dem Zusammenprall erkannten.

Tony spürte einen dicken Kloß im Hals. Einen Herzschlag spürten der Mann und die Frau einen Hauch auf ihrer Stirn, den Flügelschlag von Zusammensein, Begierde und der Liebe, ferne Rufzeichen köstlicher Möglichkeiten, leise Klopfsignale verschütteter Gefühle.

Tony räusperte sich einige Male. »Sie wirken einsam«, sagte er dann, einen Hauch nicht so flapsig, wie es hatte klingen sollen, und dadurch mit dem Anflug einer vorsichtig hoffenden

Frage.

Lucille Chaudieu zog die Augenbrauen mit gekonnter Arroganz in die Höhe. Aber sie hatte gezögert. Ihre Reaktion kam zu spät, einen entscheidenden Moment zu spät. Ein Moment, der sie verriet. Ein Moment, wie das kurze Aufrauschen einer Telefonleitung in einen anderen Kontinent, wie die Stille vor dem endgültigen Urteil, in der alles lebendig, wirklich und möglich war.

»Einsam«, antwortete sie ironisch. Ihre Stimme hatte einen übertrieben ätzenden Unterton. »Ich bin durchschaut. Und jetzt kommt der Prinz auf seinem weißen Vorzeigeross, um mich aus meiner Einsamkeit zu erlösen. Wo haben Sie denn Ihren Gaul angepflockt?«

Okay Süße, fuhr es Tony durch den Kopf. Das war's dann wohl. Vielleicht hätte es etwas werden können, bestimmt hätte es das, aber wenn du nicht willst, dann eben nicht. Auch gut.

Such dir einen anderen Laumann, um diese Emanzenshow abzuziehen, mit mir nicht, ich werde mich nicht selbst kastrieren, bloß weil deine Brüste den Kampf gegen die Schwerkraft noch nicht aufgegeben haben. Also, bringen wie die Sache zu einem Ende, ich habe den Spaß daran verloren.

»Mitnichten Gnädigste, es ist nur so, dass meine Hauskatze Junge geworfen hat und ich würde ihnen gern ein Dutzend her-zallerliebste niedlicher Kätzleinchen überlassen, zu dero

Kurzweil in den Mußestunden.«

»Und was würden Sie sonst mit den Tierchen machen?«, fauchte Lucille zurück. Wenn sie nicht ihr Glas in der Hand gehalten hätte, würde sie ihre Hände in die Hüften gestemmt haben.

Tony bejubelte diese Beobachtung innerlich als ersten Punktge-winn.

»Ab in den Sack und dann drei Minuten unter Wasser?«, fuhr sie schwungvoll fort.

»Drei Minuten? Sie unterschätzen uns Engländer. Ich hätte die allerliebsten Wollknäuel in die Mikrowelle gesteckt. Das riecht zwar etwas streng in der Wohnung, aber man kann ihr Maunzen auf Tonband aufnehmen und bekommt von der Royal Society der Tierquäler und Sadisten hohe Summen für solche Aufnahmen.«

Lucille holte tief Luft.

»Ich weiß«, machte Tony ungerührt weiter. »In Frankreich gilt so etwas als Verschwendung, und aus Kätzchen werden Fünf-sternegerichte gezaubert – aber wir Briten bevorzugen halt eher geistigere Genüsse.« Jetzt springt sie dir ins Gesicht, dachte Tony dann, meine Güte, was für ein erschreckendes Temperament.

Aber Lucille bremste sich. »Immer noch besser als Fish and Chips oder Plumpudding«, war ihre Replik, die sie selbst als äußerst schlaff einstufte.

»Oh, wie ich höre, geht es um die Genüsse der englischen Küche. Kein sehr lohnendes Thema, wie mir scheint.« Erneut eine Stimme mit einem allerdings kaum hörbaren französischen Akzent. Der Mann sprach knapp und energisch, als sei ihm der militärische Befehlston aus langer Gewohnheit vertraut.

Nun erkannte Tony den Mann. Sie waren im selben Flugzeug gewesen. Er musterte sein Gegenüber: weißes volles Haar, mittelgroß, schlank, Anfang fünfzig. Glatt rasiert, Fältchen um die

grauen Augen, aber auch zwei Falten senkrecht über der Nasenwurzel, die zur Vorsicht mahnten. Widerwillig gestand sich Tony, dass der Mann verteufelt gut aussah, dass er Haltung und Stil und Energie ausstrahlte und mit Sicherheit ebenso viel Intelligenz wie Umgangsformen besaß. Trotzdem – die Art, wie er sich neben die Frau stellte – der hundertprozentige Platzhirsch. Hebt sein Geweih und röhrt in der Landschaft herum. Die nervtötende Sorte von Macho, die jeden zum Duell auffordert, der ihrer Holden die Türe aufzuhalten wagt. Ist ja gut, die Frau ist dein Revier. Wirklich, du Bock, ich schenke sie dir.

»François de Montalban«, stellte sich der Weißhaarige vor.

»Tony Tanner«, sagte Tony Tanner. Und dann, in einem Reflex von pfauenhafter Eitelkeit, dessentwegen er sich in der nächsten Sekunde am liebsten selbst geohrfeigt hätte, fügte er hinzu: »Britisches Büro für königliche Reiseangelegenheiten.«

Montalban nickte und tat beeindruckt. »Sie sorgen für den roten Teppich der Queen.«

»Nein, für den Katzenbraten. Ich überlasse Ihnen jetzt diese streitbare Enkelin der schwertschwingenden Jeanne d' Arc.«

Tony verabschiedete sich mit einer knappen Verbeugung.

»Na na na, junger Mann.« Montalban drohte neckisch mit dem Zeigefinger. »Sehe ich da nicht fundamentale contradiction – Widerspruch – Jeanne d'Arc war doch Jungfrau, une sainte vierge, wie man hören konnte?«

»Ich hatte die Franzosen in solchen Dingen für liberaler gehalten – je vous demande pardon«, gab Tony über die Schulter zurück. Er fühlte sich aufgedreht, zugleich wütend und enttäuscht, ohne dass er den Grund für diesen Wirrwarr an Gefühlen gewusst hätte. Immerhin, jetzt war sein Kopf wieder frei. Ihm ging es besser als je zuvor in den letzten Stunden.

In den dunklen Bereichen am Rand der Rasenfläche registrierte Tony Tanner nun Männer. Ohne Zweifel Sicherheitsbeamte. Schon am Eingang waren sie ihm aufgefallen, aber jetzt schaute sich Tony Tanner die reglosen Gestalten mit größerer Aufmerk-

samkeit an. Schwarze oder dunkelblaue Pullover mit Segeltuchbesatz an Schultern und Ellbogen, weite Pumphosen, die in die Ränder der Kampfstiefel gesteckt waren. Auf dem Kopf trug jeder ein Barett. Irgendein Abzeichen blinkte manchmal an der Kopfbedeckung auf, aber Tony konnte aus der Entfernung nicht erkennen, wie es aussah. Manchmal drehte einer der Männer den Kopf und schien in ein Mikrofon, das er auf der Schulter trug, zu sprechen, und manchmal drang Knacken oder ein von Rauschen begleitetes Kommando aus einem Funkgerät.

Tony zählte schnell nach, wie viele Männer er entdecken konnte und versuchte, überschlägig auszurechnen, wie viele Matanka insgesamt auf seinem Grundstück haben mochte. Er kam auf 150 bis 200 Mann. Fast zwei Kompanien. Eine kleine Privatarmee. Aber so wie es aussah, waren die Leute gut ausgerüstet, sonst hätte nicht jeder ein unauffälliges Funkgerät gehabt, obwohl er jeweils nur wenige Schritte von seinem Kameraden postiert war. Waffen sah Tony nicht. Sie offen zu tragen, hätte wohl auch dem festlichen Charakter des Abends einen üblen Beigeschmack verliehen. Vielleicht trugen die Männer ihre Waffen hinten am Gürtel, wo sie ihre Arme verschränkt hielten, in treulicher Imitation eines Drill-Sergeants, der in stoischer Ruhe seine Rekruten beim Robben in der Schlammbahn beobachtet. Und diese Ruhe machte Tony auch deutlich, dass die Männer bestens trainiert sein mussten. Sonst wären sie unruhiger gewesen, hätten sich bequemer hingestellt, von Zeit zu Zeit die Position gewechselt.

Matanka hielt sich also eine Palastwache, die es mit jeder Elitetruppe aufnehmen konnte. Das war ein enorm teures Vergnügen. Gut, Matanka war steinreich. Aber wird man durch militäristische Hobbys reich? Allerdings, so erinnerte sich Tony, war es unter indischen Politikern durchaus nichts Ungewöhnliches, sich eine Leibwache zu halten. Insofern war es die einfachste Lösung, diese schweigenden Männer als Sonderausgaben eines politisch ambitionierten Industriellen zu verbuchen.

Trotzdem – die Sache gefiel Tony nicht ganz. Schon ein kläffen-

der Dobermann misshagte ihm, und diese Truppe schlug den wildesten Pitbullterrier vermutlich um Längen.

Während er nachdachte, hatte Tony das angestrahlte Gebäude umrundet und entdeckte einen modernen Anbau an dessen Rückseite. Es handelte sich um einen bungalowartigen Flachbau. Die Außenwände bestanden aus Glas, das Dach wurde durch Stahlträger innerhalb des Baues getragen.

Hier waren nur zwei Wachen zu entdecken. Es waren schmale Gestalten, die unter der Kleidung einen durchtrainierten Körper ahnen ließen, und mindestens einer von ihnen war kein Inder. Sie standen nebeneinander vor einer geöffneten Schiebetür.

Als Tony sich näherte, rückten sie unmerklich zusammen, eine kleine, aber unübersehbare Geste, mit der sie jeden Eindringling zurückwiesen.

Tony nahm einen Schluck aus dem Glas und krächte mit trunkeiner Stimme »Gunabed allaseits.«

Die Männer antworteten kurz, aber höflich, und Tony zog ab, wobei er sich einer leicht schwankenden Fortbewegungsweise befleißigte, die seinen vorgeblichen Zustand eindrucksvoll dokumentieren sollte. Der Einblick in das Innere des Bungalows war durch rundum herabgelassene Vorhänge verwehrt. Durch Spalten erkannte Tony dennoch eine halb zerstörte

Buddhastatue. Also hatte Matanka hier wohl seine Kunstsammlung untergebracht. Und mitten im Gebäude schien ein Wandbild aufgebaut worden zu sein. Tony konnte nicht mehr als einige farbige Flächen erspähen, zumal er immer noch in schwankendem Rückzug begriffen war, aber diese kraftvollen, ungebrochenen Farben gehörten weniger nach Indien als nach Mittelamerika.

In der Nähe des Hauptgebäudes fand Tony eine gute Beobachtungsposition. Nah genug an einer der Gästegruppen, um nicht als einzeln Stehender aufzufallen, und dennoch mit Blick auf den Bungalow. Dass er sich überhaupt für diesen Anbau interessierte, lag zu 90 Prozent an kindischer Neugier, zu fünf Prozent an

einem Instinkt, den er inzwischen entwickelt hatte, und zu weiteren fünf Prozent an seiner Vorliebe für Kunst.

Er entdeckte Lucille Chaudieu. Sie stand völlig allein, sie hatte es nicht einmal für nötig gehalten, die optische Nähe der Herde zu suchen. Sie wandte Tony ihr Profil zu, und er musste schlucken. Es kommt vor, dass man einen Menschen, der sich unbeobachtet glaubt, anschaut und für einen Moment hinter seine Maske blicken, ihn klarer und unverstellter erkennen kann, als sich die Person jemals selbst erkennen könnte. Und so sah Tony Lucille Chaudieu in ihrer ganzen Zerbrechlichkeit, Verletzlichkeit und Zartheit – eine kostbare Figur aus hauchdünnem Porzellan vor einem schwarzen Hintergrund aus Verlust, Schmerz und Verwirrung, dessen Muster Tony nicht genau benennen konnte.

Er überlegte sich, ob er zu ihr gehen sollte. Es war sozusagen die Gelegenheit der Gelegenheiten. Aber andererseits fühlte er sich in der Rolle des »Ladykillers« als glatte Fehlbesetzung. Und überhaupt, Gelegenheit wozu? Damit diese eingebildete Schönheit ihre weißen Zähnnchen an ihm wetzen konnte? Oder damit er einen Preis beim Wettbewerb »Wie unterhalte ich mich mit einer Emanze, ohne mir kastriert vorzukommen« gewinnen könnte?

Tony seufzte. Auch der Ausklang dieses Tages schien einer gewissen Kompliziertheit nicht völlig zu entbehren.

Gut, sagte er sich, wenn der Diener mit dem Tablett sich nach links wendet, hat sie verloren. Wenn er nach rechts geht, schlen-dere ich zu ihr herüber, treffe sich rein zufällig und werde sie mit meinem Charme derart einschäumen, dass sie für den Rest ihres arroganten Lebens an meiner Schlafzimmertür kratzen wird.

Der Tablettträger wandte sich nach rechts, und Tony wollte sich gerade seufzend und mit stark absteigendem Selbstbewusstseinswert dem Spruch des von ihm selbst angerufenen Gerichtes beugen, als er am Rand der Rasenfläche Unruhe bemerkte.

Die Wachen formierten sich zu Fünfertrupps und marschierten im fast lautlosen Gleichschritt um das Gebäude herum. Leise Befehle wurden gezischt. Uniformierte Männer tauchten zwischen Büschen auf und rutschten von den Bäumen herunter, in deren Geäst sie sich verborgen gehalten hatten. Es waren weitaus mehr Wachen, als Tony ursprünglich geschätzt hatte, und es gab sicherlich keinen Grashalm auf dem Gelände, der nicht unter Beobachtung gestanden hatte.

Aus der Ferne erklang das dumpfe Hämmern von Hubschrauberrotoren.

Die gesamte Gästeschar wurde nun von der Dienerschaft auf die andere Seite des Hauses komplimentiert, und dort erkannte Tony den Anlass des Umzuges. In diesem, bisher noch nicht in das Fest einbezogenen Teil des Gartens wartete das Buffet. Lange Tische, von Segeltuchdächern geschützt und von weiß gekleidetem Personal gehütet, bogen sich unter den Köstlichkeiten, und aus den Reihen der Gäste erhob sich beifälliges Gemurmel.

Tony kannte diese Stimmung. Das waren die ersten, noch kultiviert zurückhaltenden Kampfschreie vor der Erstürmung der Kaviarschüsseln. Wenn erst einmal Kaugeräusche den

Small Talk ersetzt hatten und jeder damit beschäftigt war, sich nicht auf den Schlips oder in das Dekolleté zu schlabbern, konnte er sich den Bungalow vielleicht noch einmal anschauen. Aber noch war das Büfett nicht eröffnet. Tony erkannte jetzt auch den Grund.

Der Gastgeber – oder ein sehr wichtiger Gast – schwebte gerade ein.

Die Positionslichter zweier Hubschrauber wurden am Nachthimmel erkennbar und näherten sich schnell, das Dröhnen von Rotoren und starken Turbinen überdeckte jedes andere Geräusch.

Helikopter gehörten nicht unbedingt zu Tony Tanners Freizeitbeschäftigungen, aber er kannte sich gut genug aus, um die Maschine, die nun zu einer Runde um das Gelände ansetzte, als

eine CH-54 zu identifizieren. Das war einer der schwersten Hubschrauber aus westlicher Produktion, und wer mit so einem Fluggerät einschwebte, auf dem noch in großen Buchstaben die Aufschrift »J. A. Matanka Industries« in der Glanzkuppel nächtlicher Stadtlichter erkennbar wurde, der schlug mit diesem Auftritt jede Vorfahrt im Rolls-Royce um Längen.

Hinter einer Baumgruppe flammten Lichter um eine Landefläche auf. Der Hubschrauber schwebte donnernd über den sich wie wild windenden Wipfeln und stieg dann langsam ab.

Blätter wurden von den Bäumen hoch gewirbelt, der Winddruck des riesigen Rotors versetzte selbst noch die weißen Tischtücher des Buffets in Schwingung, und die Damen fassten ihre Handtaschen fester.

Was nun folgte, erinnerte Tony an eine Mischung aus dem Auftritt eines Popstars und dem Hofzeremoniell eines besonders Etikette verliebten Maharadschas.

J. A. Matanka, um genau den handelte es sich nämlich, wie Tony von einem der Diener erfuhr, wartete, bis die Drehflügel endgültig zum Stillstand gekommen waren, entstieg seinem Hubschrauber und nahm dann auf dem Weg in Richtung Haus die Parade applaudierender und knicksender Gäste ab.

Für sich genommen wirkte Matanka wenig eindrucksvoll – ein mittelgroßer Mann jenseits der Fünfzig, mit dunkler Hautfarbe, schütterem Haar und leichtem Bauchansatz. Im

Zusammenhang mit einer Schar von illustren Gästen, die in seine Nähe drängten, gefolgt von einer Gruppe von sich höchst wichtig gebenden Taschentragern und umgeben von einigen Leibwächtern bekam er jedoch jenen Glanz, den allein die Macht zu verleihen imstande ist.

Während sich Matanka zu einem Rednerpult begab, landete der zweite Hubschrauber. Es war eine Bell UH-Twin, wie Tony beiläufig bemerkte. Beiläufig deshalb, weil seine

Aufmerksamkeit den Haltevorrichtungen beiderseits der Pilotenkanzel galt. Was konnte man auf diese Halterungen aufset-

zen? Scheinwerfer? Geräte für physikalische Messungen? Die Stichwörter, die Tony zuerst durch den Kopf fuhren, lauteten »Raketenbehälter« und »Maschinengewehre«. Auf jeden Fall handelte es sich auch hier um eine Privatmaschine, die allerdings in Tarnfarbe lackiert war und unzweifelhaft militärisches Aussehen hatte.

Als das Flappen auch dieses Hubschraubers verklungen war, begann Matanka seine Begrüßungsrede. Er hatte eine tiefe, volltönende Stimme, deren vibrierender Bass durch die Lautsprecher noch stärker betont wurde. Und er schien eine ausgesprochen anregende Rede zu halten, denn Applaus und beifälliges Lachen unterbrachen ihn immer wieder aufs Neue.

Interessanter für Tony war allerdings die Gruppe, die aus der Bell UH-Twin heraussprang und eine große flache Kiste durch die Schiebetür an der Seite bugsiierte. Die Kiste schien beträchtliches Gewicht zu haben. Beim Herausholen fiel sie auf den Boden. Es gab eine heftige Diskussion, dann wurden einige Männer des Wachpersonals herbeigerufen, die in gemeinsamer Anstrengung die Kiste hochwuchteten und mühsam auf das Haus zutragen. Ihren Gesichtern war die Anstrengung deutlich anzusehen. Im Kielwasser der Kiste schlenderten einige Männer und verbrauchten ihrerseits eine Menge Energie, indem sie sich in Oxfordenglisch anschrien, mit hochgerektem Zeigefinger dozierten, auf die Kiste deuteten, mit zusammengerollten Plänen winkten, Fotos schwenkten und triumphierend Papiere zückten.

Tony schlenderte unauffällig in die Nähe der Streithähne. Jetzt blieben sie stehen und steckten die Köpfe über den Papier zusammen. Die bukolische Szene dauerte nur einige Sekunden, dann platzte die Gruppe wieder auseinander und war wieder in heftigste Diskussionen verstrickt. Die Worte »Zertifikat«, »Altes Reich« drangen bis zu Tony durch.

Der war zwischendurch von dem Verdacht gepeinigt worden, Matanka hätte eine Schauspielgruppe zur Belustigung seiner Gäste engagiert. Aber der waschechte Oxford-Tonfall belehrte

Tony Tanner eines Besseren. Außerdem, kein Schmierendarsteller hätte eine derart überzogene Darstellung eines Wissenschaftlers abgegeben. Nein, diese Exemplare mussten echt sein.

Die wissenschaftlichen Koryphäen zausten sich inzwischen schon an den Kragen. Der Name »Jesco von Puttkammer« fiel mehrmals, entweder mit dem Beiklang größter Bewunderung oder mit jener krächzenden Verachtung, mit der ein frommer Mann die Orte der Sünde benennen würde. Die Szenerie drohte, ins Chaotische abzugleiten. Die Männer mit der Kiste waren stehen geblieben und hatten ihre Last abgesetzt. Aus der Gruppe um Matankas Rednerpult eilten einige der Taschenträger und bereicherten den Wirrwarr um ihren jugendlichen, energiegeladenen Aktionismus. Sie sprangen zwischen Wachmannschaften und Wissenschaftlern hin und her, begannen Befehle zu brüllen, die von den Uniformierten mit stoischer Miene ignoriert wurden, wühlten in ihren Büffelledertaschen, deuteten hektisch auf ihre Rolexuhren und zückten als letzte Herrschaftsgeste ihre Handys.

Welcher Impuls Tony jetzt in Bewegung setzte, wusste er selbst nicht zu sagen. Ja, in diesem Moment kam sich Tony Tanner vor, als säße er in seinem Körper wie in einem Bus, den er zu einem unbekanntem Ziel steuerte. Tony entsorgte sein Champagnerglas unauffällig aber nachdrücklich mit einem Wurf in das nächstgelegene Gebüsch. Dann mischte er sich unter die Gruppe. Er wuselte zwischen den Leuten herum, blaffte einem verdutzten Wachmann an und strich mit einem händeringenden, Augen rollenden »von Puttkammer« an einem Wissenschaftler vorbei. Es klappte ausnehmend gut. Die Wissenschaftler hielten ihn für einen Jungmann aus Matankas Hofstaat, und die Jungmannen aus Matankas Hofstaat waren wiederum der festen Überzeugung, Tony Tanner gehöre zu den verrückten Wissenschaftlern, die den neuesten Kauf ihres kunstsinnigen Chefs begleiteten.

Tony achtete darauf, immer in Bewegung zu bleiben. Schließlich bat er einen der Wachmänner, doch für Verstärkung zu sor-

gen. Der war dankbar für diesen schlichten, aber einzig angemessenen Vorschlag unter all dem Getöse, sprintete los und kam nach kurzer Zeit mit einem Dutzend Kameraden zurück. Die Kiste wurde erneut angehoben, und man nahm Kurs auf den Bungalow. Tony umkreiste die Gruppe wie ein Zerstörer seinen Konvoi, achtete darauf, überall zu sein, aber nicht lange genug, um ihm die Frage nach seiner Existenzberechtigung bei dieser Aktion stellen zu können. Schließlich ritt ihn der Teufel, und er ging den Kistenträgern voraus und zeigte ihnen prestigeträchtig, wenn auch völlig unnötigerweise, in welche Richtung sie sich gefälligst zu bewegen hätten.

Die Kiste wurde die Treppenstufen zum Bungalow hochgewuchtet, wobei auch die beiden Wachmänner mit anpacken mussten, und dann zwischen Buddhastatuen und realistischen

Holzfiguren japanischer Zen-Mönche abgestellt. Die Uniformierten keuchten und rieben sich die schmerzenden Hände, während sie dem nun ausbrechenden Streit über den besten Aufstellungsplatz für das neue Kunstwerk zuhörten. Es handelte sich, soweit war Tony schon auf dem Laufenden, um ein ägyptisches Relief.

Er nutzte den Lärm, um sich zur Seite zu drücken. Der Bungalow war viel größer, als er gedacht hatte. Einige Zwischenmauern aus grob behauenen Felsstein unterteilten den Raum und dienten dem Aufhängen von Gemälden. Tony schlich weiter, bis er zu einer Glastür kam, hinter der ein dunkler Flur in das Haupthaus führte. Er zögerte, hatte die Hand schon auf der Klinke, als das Licht in dem Flur anging und Tony in einen panischen Rückzug trieb. Für einen Moment hüpfte er umher und war sich unangenehmerweise darüber im Klaren, dass er dabei wie eine verschärfte Version von »Mister Bean« wirken musste, dann entdeckte er einen Spalt zwischen einer Mauer und einem Vorhang und schlüpfte hinein. Im gleichen Moment ratterte er im Geiste sämtliche möglichen Ausreden für seine Aktion durch, um dann festzustellen, dass nichts dergleichen existierte.

Gedanken über Einbruchssicherungen, Bewegungsmelder, Trittsensoren, Videoüberwachung und blutrünstige Schweißhunde fuhren ihm durch den Kopf.

Er hörte die Schritte zweier Männer, dann ertönte das tiefe Organ Matankas, und die streitenden Stimmen verstummten sofort. Schuhe schlurften zum Ausgang, die gläserne Schiebetür wurde zugeschoben.

Und wieder einmal an diesem Tag hoffte Tony Tanner aus einem Albtraum aufzuwachen, und wieder einmal wurde ihm diese Gnade versagt. Er bewegte sich mit kleinen Schritten den Spalt entlang. Seine Aktion hatte keinen rationalen Sinn mehr, sondern war nur noch Ausfluss einer langsam aufsteigenden Panik. Er wollte nur näher an den Ausgang herankommen, das Gefühl haben etwas zu tun, sich mit dieser lächerlichen kleinen Fluchtaktion selbst beruhigen. Dennoch achtete er darauf, den Vorhang nicht in Bewegung zu versetzen und keine Geräusche zu machen.

Die beiden Männer hatten in einer Sitzgruppe Platz genommen, an der Tony vorhin vorbeigekommen war. Jetzt erkannte er die zweite Stimme. Es war Montalban. Zuerst konnte Tony keine Worte unterscheiden, sondern vernahm nur den Klang der Stimmen. Die beiden Männer hatten ganz offensichtlich Meinungsverschiedenheiten. Das anfänglich ruhige Murmeln der Stimmen steigerte sich bis zu ärgerlichen Ausrufen und gegenseitigem Unterbrechen.

»Sie haben ja keine Ahnung, welcher Aufwand damit verbunden ist – es geht nicht allein um die Kosten – ich kann mir den Strom nicht aus den Rippen schneiden – Umweltauflagen, papierlapapp, aber wenn mir die Leute krepieren, kann ich das auch nicht einfach so in den Zeitungen schön schreiben lassen, auch wenn es meine Zeitungen sind ...« Das war Matanka.

Jetzt wo er ärgerlich war, dröhnte sein Organ fast so wie eine Bronzeglocke.

»... gerade jetzt brauchen wir – absolut entscheidend – es geht

hier nicht um persönliche Eitelkeiten, sondern um den Dienst an der Sache ...« Das war Montalban. Er redete betont beschwichtigend, und so sank die Lautstärke wieder ab, und das Murmeln wurde unverständlich.

Aber jetzt wollte Tony mehr wissen. Er arbeitete sich bis zur Mauerecke vor und stand nun fast unmittelbar hinter den Männern. Erst als er Position bezogen hatte, fiel ihm ein, dass er nun leicht zu entdecken war, falls nur einer der beiden aufstehen und zufällig einen Schritt in seine Richtung tun würde.

Die Stimmen waren verstummt. Hörbar war nur das Kratzen eines Kugelschreibers über Papier und das Rascheln, als einer der beiden das Papier faltete.

»Wir müssen über die Konzentration sprechen«, setzte François de Montalban neu an.

»Ich sagte es schon, lassen Sie mich überlegen wie oft, etwa ein Dutzend Mal, dass die Behälter das nicht hergeben. Wir haben Versuche gemacht, soweit ich das meinen Chemikern überlassen konnte – erste Undichtigkeiten traten bereits nach fünf Minuten auf, die Lecks nach sieben Minuten, und der Materialfraß nach zehn Minuten. Nur die Erhöhung des Drucks kann der Ausweg sein, mehr kann ich ihnen nicht raten.«

»Und ich sagte Ihnen ebenso oft, dass wir dann gleich auf dem Boden bleiben können – mehr Druck, mehr Materialstärke, mehr Gewicht, mehr Aufwand, größere Flugzeuge.

Außerdem wissen wir ja inzwischen, dass erhöhter Druck erhöhte Temperatur bedeutet. Und was schließen wir daraus? Entweder geht die Tonnage für eine Kühlapparatur drauf oder

Bum!«

»Oder Bum«, wiederholte Matanka versonnen. Er lachte ver-söhnlich. »Vergessen wir über allen Differenzen nicht, dass wir eine gemeinsame Aufgabe zu erledigen haben. Und das heißt, dass wir eine Lösung finden werden. Jetzt wollen wir uns den weniger ernsthaften Dingen des Lebens widmen. Ich muss mich zeigen, sonst leidet mein Ruf als Gastgeber.«

Sessel wurden zurückgeschoben, und ihre Füße kratzten hässlich auf dem Marmorboden, dann entfernten sich die Schritte der beiden Männer.

Ich muss hier raus, bevor Matanka die Alarmanlage für diesen Bereich aktiviert, fuhr es Tony durch den Kopf. Er zwängte sich aus seinem Versteck und schlich gebückt zum Ausgang. Auf dem niedrigen Tisch lagen kreuz und quer einige unbeschriebene Blätter. Im Vorbeigehen steckte Tony die beiden obersten Blätter ein.

Die Schiebetür war geschlossen, aber als er kräftig an einem Griff zog, öffnete sich knackend eine Sperre und eine Türhälfte glitt zur Seite. Ein milder Nachtwind wehte ihm ins Gesicht, Musik erklang aus einem Teil des Gartens. Kein Mensch war zu sehen.

Gerettet, dachte Tony und schob die Tür mit dem Außengriff zu. Dann vernahm er aus Richtung des Haupthauses, sehr leise, aber dennoch unüberhörbar, das hässliche und aufdringliche Schnarren einer Alarmglocke.

Es gab keine Fluchtmöglichkeit. Jetzt half nur die schneidige Attacke. Er riss die Tür wieder auf, steckte den Kopf durch den Spalt und rief laut: »Hallo, ist hier jemand?« Nichts rührte sich. Tony schob sich noch etwas weiter in den Bungalow hinein. »Hallo«, schrie er noch einmal mit aller Lautstärke, die ihm zur Verfügung stand. »Ist hier jemand?«

Matanka und Montalban erschienen am gegenüberliegenden Ende des Raumes. Als sie Tony entdeckten, der halb im Raum, halb noch im Garten in dem Türspalt steckte, entspannten sich ihre Gesichter. Aber Tony hatte durchaus die flüssige Bewegung bemerkt, mit der Montalban die Hand wieder unter seinem Jackett hervorzog.

»Verzeihung, wenn ich Ungelegenheiten mache«, sprudelte Tony, »es wäre mir sehr peinlich, aber ich hoffte Gelegenheit zu erhalten, einen Blick auf diese Kunstwerke zu werfen und darum habe ich einfach einmal hereingeschaut.«

»Bitte, bitte«, Matanka war plötzlich ganz der aufmerksame Gastgeber. »Ich bin hoch erfreut, dass sich einer meiner Gäste nicht nur für das Büfett interessiert. Das ist recht selten, müssen Sie wissen. Aber kommen Sie doch bitte herein, Ihre Position zwischen Tür und Angel ist sicherlich etwas unbequem, Herr ...?«

Montalban zeigte sich als Grandseigneur der alten Schule und stellte Tony vor.

Matanka nickte verständnisvoll. »Richtig, wir sind uns zwar noch nie persönlich begegnet, aber Sie verstehen sicherlich meinen Drang, meine Gästeliste mit einem Funktionär des Büros für königliche Reiseangelegenheiten schmücken zu können. Im Gegensatz zu meinem Freund Montalban hier wirke ich neben einer schönen Frau nämlich nur noch hässlicher.«

Matanka kicherte fett, kehlig und gut gelaunt. Er schüttelte Tony die Hand.

Sein Gesicht war von Pockennarben bedeckt, aber das durfte einem Gesprächspartner kaum auffallen. Denn beherrscht wurde Matankas Gesicht von einem schwarzen Augenpaar unter buschigen, zusammengewachsenen Brauen. Niemals zuvor hatte Tony Augen in dieser extremen Färbung gesehen. Sie waren so schwarz, dass die Pupillen nicht erkennbar waren, und sie waren so groß, dass manchmal, wenn Matanka die Lider etwas zusammenkniff, nichts Weißes mehr schimmerte, sondern nur noch unheimliche Schwärze sichtbar war.

Kontaktlinsen, dachte Tony, das müssen Kontaktlinsen sein. In dem Moment, in dem er diesen Gedanken hatte, wusste er, dass er hier keinen Verdacht formuliert hatte, sondern einen Wunsch. Lieber Gott, mach, dass Matanka Kontaktlinsen trägt, sonst - ja, was sonst?

Tony riss sich von dem Blick des anderen los und deutet auf ein Fresko an einer Zwischenwand. Matankas Augen schienen leer zu sein, eine dunkle Tür, hinter der sich alles verbergen konnte, was menschliche Ängste und Fantasien jemals in Worte

und Bilder gefasst hatten.

Und es war, als wären diese Augen ein Strudel, als würden sie einen Sog ausüben, sich am Gegenüber festsaugen wie die Tentakeln eines Kraken.

Für einige Sekunden blieb diese scheußliche Empfindung noch in Tony bestehen, dann wurde er wieder Herr seiner eigenen Gedanken.

»Mittelamerika, nicht wahr?«, sagte er und zwang sich zur Ruhe. »Ich sah es von draußen, das heißt, eigentlich nur einen Teil, aber es machte mich neugierig.«

»Sie kennen sich mit diesen faszinierenden Kulturen aus?«

»Eigentlich nur oberflächlich. Ich habe die Ruinenstätten gesehen, war aber schon immer fasziniert von den Maya, Azteken, Olmeken, Tolteken und wie sie alle heißen. Wissen Sie, das war am Anfang natürlich auch kindliche Vorliebe für Schauergeschichten. Menschenopfer, herausgerissenen Herzen und so ...«

»Menschenopfer« Matanka kicherte glucksend.

Tony vermied es, seinem Blick zu begegnen.

Sie traten vor das Fresko.

»Sie haben in Ihrer Aufzählung mittelamerikanischer Kulturen die Mixteken vergessen«, dozierte Matanka. »Genau dieser Kultur entstammt dieses Wandbild. Ich gestehe, dass es eine Menge Beziehungen und einiges an Bestechungsgeldern kostete, es außer Landes und hierhin zu bringen. Andererseits liegen mit Sicherheit noch dutzendweise Tempel im Dschungel, ohne dass auch nur ein Archäologe davon weiß. Der Verlust für die Menschheitskultur dürfte also nicht so groß sein wie meine Freude, dieses Werk im Original zu besitzen.«

Tony deutete auf eine Gestalt im linken oberen Viertel des Bildes. Es handelte sich um ein unförmiges, fast nilpferdartiges Ding, mit gewaltigem Bauch und menschlichen Armen und

Beinen, das auf einer Art Podest zu hocken schien. Einen Kopf besaß die Figur nicht.

Matanka beantwortete die ungestellte Frage mit einem Schulter-

zucken. »Sie wissen, dass vieles noch im Unklaren liegt. Das macht ja auch einen Teil des Reizes dieser Kulturen aus. Die Wissenschaftler behelfen sich damit, dieses Ding als unbekanntes Gottheit zu interpretieren. Oder sie nennen es *unbekanntes Monster*, was ich für geradezu überbordend originell halte. Für viel faszinierender halte ich die beiden Gestalten hier unten.« Matanka meinte zwei reich geschmückte Männergestalten, die beiderseits eines runden Schildes, der einen Totenschädel und einige Verzierungen trug, abgebildet waren. »Die Haut der Männer ist schwarz,« erklärte Matanka. »Das hat aber nichts mit der realen Hautfarbe zu tun. Es ist die Farbe des Krieges und des Todes.«

»Und die Farbe Kalis«, entfuhr es Tony.

»Und auch die Farbe der Kali. Aber nicht nur das. Sagt Ihnen der Begriff ›Kalaratri‹ vielleicht etwas?«

Tony schüttelte den Kopf. Matanka schien das Thema zu lieben. Er geriet regelrecht in Fahrt.

»›Kalaratri‹ bedeutet Kali in ihrem Aspekt als die alles verhüllende Dunkelheit. Die Nacht, welche die Erde umfängt, wenn sie geschaffen oder zerstört wird. Und da wir ja allesamt der festen Überzeugung sind, dass die Erde schon erschaffen wurde, da wir weiterhin allesamt wissen, dass wir uns im Zeitalter der Kali, dem Kali-Yuga, im Westen ›Eisernes Zeitalter‹ genannt befinden, dürfen wir schließlich die Folgerung ziehen, dass der derzeitige Zustand der Welt eben mit Kalaratri zutreffend bezeichnet ist. Natürlich bedeutet es nicht eine wirkliche Dunkelheit. Eher eine Verdüsterung des Wissens, Verhüllung der Seelen, Verblödung der Menschen.« Wieder kicherte Matanka. »Die Vorstellung hat für mich etwas durchaus Reizvolles. Da brüstet sich die heutige Zeit damit, die Epoche des Wissens zu sein – weltweiter Nachrichtenaustausch, Informationsgesellschaft, Daten-Highway und natürlich dieses ganze hochnäsige Internet-Getue – und tatsächlich herrscht Kalaratri: Dunkelheit, Unwissen, Verwirrung, Irrsinn, Verfall. Keiner weiß genau, was überhaupt stattfindet.«

»Das klingt so, als könnten Sie Redenschreiber im Vatikan wer-

den.«

»Der Vatikan, ja, aber wer weiß, vielleicht ist der Papst ja auch nur ein Produkt der Verdunkelung? Wie war das mit den falschen Propheten in der Apokalypse? Junger Mann, heute darf man niemandem mehr trauen! Die Zuflucht zu den alten Gesetzen ist aber auch keine Garantie. Nur der Wandel ist beständig.«

Matanka legte Tony vertrauensvoll die Hand auf die Schulter. »Wissen Sie«, fuhr er dann fort, »deshalb hat dieses Wandbild für mich etwas Tröstliches. Es ist sozusagen ein ewig wahrer Kommentar zu den Wirrnissen unserer verrückt gewordenen Epoche. Es enthält die beiden Dinge, die unsere Weltgeschichte seit jeher bestimmt haben und immer bestimmen werden: Männer und Waffen. Das ist das einzige Credo, das wirklich ewig Bestand haben wird.«

Von Montalban war ein zustimmendes Hüsteln zu hören.

Tony erinnerte sich an die Wachmannschaften und an den Hubschrauber mit der undefinierbaren Halterung. Ihn fröstelte. Vielleicht war es auch die Berührung durch Matanka gewesen. War es nicht so, als wäre die Haut dort, wo Matanka seine Hand hingelegt hatte, kalt und gefühllos geworden?

Du beginnst durchzuknallen, sagte sich Tony. Ruhig bleiben. Stell noch eine halbwegs intelligente Frage und dann ab durch die Mitte.

»Ist denn wenigstens, trotz aller geistigen Verwirrung heutzutage, klar, was dieser Schild mit dem Totenkopf obendrauf zu bedeuten hat?«, brachte Tony schließlich mit relativ gefasster Stimme heraus.

»Wieso Schild?«, entgegnete Matanka. »Die zweidimensionale Darstellung lässt alles offen – es könnte ja auch eine Kugel sein.« Die Stimme bekam etwas Lauernendes.

»Selbst der Rumpf eines U-Bootes würde von vorn gesehen wie eine flache Scheibe wirken«, warf Montalban gut gelaunt ein.

»Um es Ihnen genau zu sagen, Herr Tanner, auch hier ist die

Interpretation umstritten. Herkömmlich würde man sagen, es ist eine Opferszene. Der Mann mit der Fackel links setzt den Opferstapel in Brand. Aber wer weiß? Vielleicht ist das, was für eine Fackel gehalten wird, in Wahrheit als eine Art Schlauch zu verstehen. Dann würde etwas eingefüllt. Aber was? Und da schauen wir auf die Gestalt rechts, die in einem Gefäß rührt. Vielleicht ein indianischer Alchimist?«

Tony wurde von dem unangenehmen Gefühl überfallen, dass er hier einer Prüfung unterzogen wurde. Aber er wusste nicht, warum er überhaupt getestet werden sollte. Er wollte doch nur noch eine einigermaßen intelligente Bemerkung machen und dann den Rückzug antreten. »Diese verknöteten Bänder, dort rechts unten, erinnern mich irgendwie an das Anch-Symbol, das ägyptische Götter tragen.« Das war ein absoluter Schuss in den Ofen, beschimpfte sich Tony selbst, als der Satz heraus war. Wie ein Student im ersten Semester. Höchst gradigst peinlich.

Aber Matanka war gnädig gestimmt. »Hmm ja, in der Tat, das war mir noch nicht aufgefallen, diese Ähnlichkeit. Es soll eine Waffe sein. Genauer gesagt eine Geißel, ein Attribut des

Adlerkriegers, der darüber abgebildet ist. Aber ich denke, wir sollten uns nun wieder in die Gesellschaft mischen. Nein, nein, nicht durch den Garten. Wir gehen durch das Haus, Herr Tanner. Warten Sie, ich gehe vornweg.«

Sie gingen in Richtung auf den Flur. Matanka zeigte mit einer weiten Geste auf ein Ölbild, das an der Wand befestigt war. »Jan van Eyck, Genter Altar, die Tafel der gerechten Richter. Ich hoffe, das sagt Ihnen etwas?«

Es sagte Tony überhaupt nichts, daher murmelte er nur einen unklaren Kommentar, der Begeisterung ausdrücken sollte.

Während sie durch das Haupthaus gingen, plauderte Matanka munter weiter und offenbarte sich als Waffenliebhaber.

»Ich habe mir erlaubt, einige neuere Stücke meiner Sammlung draußen im Garten auszustellen. Jeder Sammler ist auch ein wenig eitel und möchte seine Schätze präsentieren – wenigstens in

den meisten Fällen.« Matanka kicherte wieder, als hätte er gerade einen guten Witz gemacht.

Sie traten auf die Treppe des Hauses und stiegen zum Garten hinunter. Die Gäste hatten das Büfett inzwischen abgeräumt und waren, sozusagen auf höherer Ebene, zu den geistigen Getränken zurückgekehrt. Einzelne Gruppen standen herum, neben der Musikkapelle drehten sich Paare auf einer Tanzfläche.

Matanka steuerte auf einen Tisch zu, neben dem vier Wachen Posten bezogen hatten und so den Wert der ausgestellten Objekte eindrucksvoll unterstrichen.

Auf blutrotem Samt lagen dort Schwerter, Messer und Dolche.

Liebevoll deutete Matanka auf ein schweres einschneidiges Messer. »Ein Khaiber-Messer der Afghanen und Pathanen. Die britischen Expeditionstruppen haben öfter unangenehme Erfahrungen mit den Trägern dieser Waffe gemacht. Das hier ist ein Khanda-Schwert. Eine äußerst schwere Waffe – kann einem Mann mit einem Hieb den Arm abtrennen. Dieser Dorn hinten am Griff dient als zweiter Handgriff, falls das Schwert beidhändig geführt werden sollte.«

Matanka ging an den ausgestellten Waffen entlang, berührte jede fast zärtlich mit den Fingerspitzen, während er seine Erläuterungen abgab. Diese Ehrfurcht und Sanftheit im

Zusammenhang mit Kriegsgeräten erschien widersprüchlich.

»Ein Zafar Takieh«, fuhr Matanka fort. »Ihnen wird der seltsame Griff auffallen, der eher zu einem Spazierstock zu gehören scheint. Das kommt daher, dass diese Schwerter traditionell vom Maharadscha in der Hand gehalten wurden, wenn er Recht sprach. So konnte sich der Fürst auf das Schwert stützen. Das ist ein Pata – der Griff ist zugleich als Armschutz ausgebildet, der Unterarm verschwindet vollständig darin. Es erinnert ein wenig an eine Prothese, finden Sie nicht. Ja und hier ist ein Prunkstück: ein Talwar aus Lahore. Herrlich?«

Das dunkle, zufriedene Lachen Matankas ließ Tony Tanner erschauern.

»Natürlich nicht – Frauen sind gefährlicher als Schwerter«, setzte Montalban trocken in Matankas Kunstpause. Für einen Augenblick waren die drei Männer in kichernder Vertrautheit vereint. Dann nahm Matanka den Faden wieder auf.

»Sehen Sie, Herr Tanner, diese Scheiben, die senkrecht zum Griff angebracht sind und die Hand schützen sollen, sind das typische Merkmal für ein Talwar-Schwert. Es ist selbst für Experten schwierig, die einzelnen Herstellungsorte zu unterscheiden, aber dieses Exemplar wurde eindeutig in Lahore gefertigt, irgendwann in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Das ist natürlich ein japanisches Schwert, aber ich gestehe, auf dem Gebiet kenne ich mich nicht aus, auch wenn ich die Kunst der japanischen Schwertschmiede ebenso bewundere wie diese exquisite Mischung aus verfeinerter Kultur und Gnadenlosigkeit, welche die Samurai charakterisiert.«

Sie waren am anderen Ende des Tisches angekommen. Neben dem langen Samuraischwert lag nur noch ein Dolch. Aber Matanka schien diesem Ausstellungsstück keine Aufmerksamkeit mehr widmen zu wollen.

Das wiederum reizte Tony, und er fragte danach.

Matanka sah ihn mit seinen unangenehm schwarzen Augen offen an. »Ich hatte offen gestanden gehofft, dass Sie mich danach fragen. Kleine Dinge werden ja so leicht übersehen. Aber Sie haben die Prüfung bestanden.« Matanka hob den Dolch, der sich in einer Scheide aus Silber mit einer Fellverzierung um die Öffnung und Knocheneinlagen an den Seiten befand, hoch. »Eigentlich recht unauffällig, wenn man von der Kunstfertigkeit der Scheide einmal absieht. Aber sozusagen ein Stück mit Vergangenheit. Ein tibetischer Dolch, er soll nKum mPhosa gehört haben. Der Name sagt Ihnen vermutlich nichts und es wird Ihnen auch nichts sagen, dass dieser tibetische Regionalfürst in einem Annex zum Gesar-Mythos besungen wird. Machen wir es kurz – sehr alt, sehr mythisch, sehr wertvoll. Leider ist das Stück aber nicht vollständig.«

Auf Tonys erstauntes Stirnrunzeln hin deutete Matanka auf die Scheide. »Sie sehen hier eine Schlaufe. Ursprünglich, so will es zumindest der Mythos, soll hier eine Peitsche befestigt gewesen sein. Natürlich keine normale Peitsche. Sie ließ sich zu einer Art Knoten falten und sie war aus der Haut einer heiligen Kobra gefertigt, die nKum mPhosa bei einem seiner

Raubzüge in das indische Tiefland getötet hatte.«

»Keine sehr eindrucksvolle Waffe, so eine Peitsche, meine ich.«

»Nun, alles weist darauf hin, dass eine Peitsche sich sehr wohl als Waffe eignet. Wenn man mit ihr umgehen kann. Aber das gilt für jede Waffe«, erwiderte Matanka. »Dem Mythos nach konnte nKum mPhosa meisterlich damit umgehen. Er konnte einen Kriegselefanten umwerfen, indem er die Peitsche um eines seiner Beine schlang und zog. Denn eine gute Waffe gibt dem Krieger zugleich Kraft. Zumindest im Mythos ist das so. Da müssen Waffe und Benutzer zusammenpassen wie Schwert und Held der Nibelungensage – oder wie Artus und Excalibur.« Matanka zog den Dolch aus der Scheide. Es gab ein leises zischendes Geräusch, als die Klinge an der Fellverzierung vorbeizog. »Hier nehmen Sie!«

Bevor Tony die Hand zurückziehen konnte, drückte Matanka ihm die Waffe auf die Handfläche. Der Dolch war viel schwerer, als Tony Tanner es erwartet hatte.

Angewidert und zugleich fasziniert starrte er auf den Gegenstand in seiner Hand. Der Griff war fast schwarz und von den verschwitzten Händen, die ihn umfassten, abgeschliffen.

Dennoch waren Reste einer Figur erkennbar. Tony hob den Dolch, um ihn in der matten Beleuchtung besser betrachten zu können. Ein kalter Schauer fuhr ihm über den Rücken. Es war eine Kali-Figur. Oder zumindest, soweit konnte er klar denken, ein weiblicher Dämon des tibetischen Lamaismus. Eindeutig war das Gesicht auszumachen, zugleich schön und grausam verzerrt mit Eberzähnen, die zwischen den vollen Lippen hervorlugten, üppigen Brüsten über einem elegant gebogenen Leib, der zwi-

schen den Schenkeln als Zierde einen roten Edelstein trug.

»Legen Sie Ihre Finger richtig um den Griff«, tönte Matankas Stimme durch das Rauschen in Tonys Ohren. Seine Stimme hatte wieder diese tiefe Vibration, schien wieder das auf- und abschwellende Dröhnen einer Bronzeglocke zu imitieren.

Tony schwankte leicht, seine Knie wurden weich. Wo war er?

»Schließen Sie die Hand, spüren Sie die Kraft dieser Waffe!«

Konzentriere dich, Tony Tanner, fuhr es ihm durch den Kopf. Lenke dich ab, denke an etwas anderes, denk dir irgendeine Schweinerei aus, denke an den Geschmack eines Hundehaufens, aber bringe diese Stimme aus deinem Schädel. Tony konzentrierte sich auf die Waffe. Für einen Augenblick fühlte er sich freier. Der Dolch lag noch immer offen auf seiner Handfläche. Die Klinge war ebenfalls seltsam – zwei parallele Schneiden, die sich nach der Hälfte der Länge zueinander krümmten und so eine fingerlange dünne Spitze von quadratischem Querschnitt formten.

Wozu braucht man diese Form, was hat das für einen Sinn, Waffen sind die praktischsten Geräte dieser Welt, konzentriere dich auf diese Frage, Tony Tanner, los, mach schon ...

»Ich stoße ihnen damit die Augen aus!« Eine neue Stimme war plötzlich in seinem Kopf. Sein Herz begann zu rasen, das Pumpen brachte seinen Körper in Bewegung. Woher kommt diese Stimme?

»Ich stoße die Spitze durch den Sehschlitz ihrer Helme. Ich stoße bis in ihr Gehirn.«

»Haben Sie keine Hemmungen, Herr Tanner, es ist ein faszinierendes Gefühl, eine solche Waffe in den Händen zu halten, genießen Sie es ...« Wieder die dröhnende Stimme Matankas, wie von weit her.

Steck dir deine Faszination samt deinen Mordgeräten, wohin du auch immer willst, du A ... Dieses Dröhnen ...

»Ich stoße die Spitze in die Lücken zwischen den Maschen ih-

rer Kettenhemden. Ich ziele gut und spüre, wie die Spitze an dem Eisen vorbei gleitet und ihr lebendiges Fleisch trifft. Ich ziehe den Dolch heraus und ein Strom von Blut quillt über ihr Kettenhemd, als hätte ich eine Flasche entkorkt.«

Diese Stimme in Tonys Kopf. Er schnappte nach Luft. Jemand schien neben ihn zu treten. Er spürte, wie eine Hand die seine umschloss und seine Finger fest um den Griff drückte.

Die Stimme Matankas erklang, nein, es war keine Stimme, es war Glockenklang, das Dröhnen einer riesigen Glocke, wenn sie die Reiter aus dem weiten Tal zu einem Kriegszug zusammenrief. Unfug, keine Glocke, eine Stimme, eine verdammte Stimme eines verdammten Industriearbners.

Die Glocke schwang und dröhnte, ihr Klang schien sich zu verfestigen, wurde zu Metall, wandelte sich zu Erz, das seinen Schädel auskleidete wie ein Gewölbe.

Der Klang einer Kriegstrommel.

Quatsch, verdammter Quatsch, das ist mein Pulsschlag, mein Herz, meine Pumpe,

Professor Barnard, ihr Einsatz, das Gerät gerät außer Kontrolle – hähä – Gerät gerät – eine Alliteration, du bist ein Poet, Tony Tanner – ein Poet – nur der Pulsschlag – wo bin ich ...

Das Schlagen der Trommel, erregend, mitreißend, fordernd.

Tony riss die Augen auf. Rotes Licht sickerte durch die Lider. Rotes Licht? Woher kommt rotes Licht?

Ein dumpf roter Himmel überwölbte ihn. Tony stand auf einer weiten Ebene. Im Hintergrund erkannte er die drohenden Massen steil aufragender Bergmassive. Oder war es der Rauch? Überall waren Feuer, und Säulen von stinkendem, schwarzem Rauch wälzten sich wie fette Maden himmelwärts. Eine Explosion erschütterte die trübe Luft und ließ ihn zusammensucken.

Ein Schlachtfeld, er war auf einem Schlachtfeld! Das Dröhnen in seinem Schädel wandelte sich, wurde zu einem Teppich von Geschrei, Schreien, Kreischen, Jammern,

Triumphgebrüll und Schlachtrufen. Sein Herz pochte wie wild,

es hörte auf, sein Herz zu sein, nein, er war nur noch ein Anhängsel dieses pumpenden Organs.

Tony machte einige steife Schritte vorwärts. Das Blut rauschte in seinen Ohren. Dunkle Gestalten umringten ihn, verkrallten sich ineinander, wimmelten wie ein Haufen Würmer, wälzten sich am Boden, hieben aufeinander ein, knüppelten sich nieder, rangen miteinander, würgten sich, bissen, stachen, schlugen, schossen. Er sah zwei Kämpfer, die sich gegenseitig die Augen ausgedrückt hatten und nun in hysterischem Kreischen, jeder die Daumen in den leeren Augenhöhlen des anderen, einen taumelnden Tanz vollführten. Er sah Männer, die mit der einen Hand die Eingeweide in ihren aufgeschlitzten Bauch zurückdrückten und mit der anderen Hand den Kopf eines Feindes zu einem roten Brei aus Blut, Hirn und Knochen prügelten. Er sah Pferde dreibeinig vorbeihumpeln, während das Blut aus dem abgeschlagenen Stumpf spritzte, und er sah Männer, denen kaum noch die menschliche Gestalt anzusehen war, brennend aus einem Panzer kriechen.

Schüsse knallten, Maschinengewehre hechelten von allen Seiten, das Jaulen von Granaten trieb das Krachen der Einschläge vor sich her, Erde wurde zu riesigen Pilzen hochgeworfen und wirbelte menschliche Gliedmaßen, Pferdeköpfe, Waffenteile mit sich hoch.

Vor seinen Füßen krochen zwei Feinde vorbei, der vordere einarmig und beinlos, aus seinen Stümpfen eine Spur von blasigem Blut zurücklassend, der hintere, der Verfolger, mit aufgerissenen Leib, aus dem der Darm meterlang wie ein gelblicher Schlauch heraushing und einen betäubenden Gestank ausstieß. Beide konnten nichts mehr sagen, aber ihr Gurren und Keuchen aus blutigen, zahnlosen Mündern, weit entfernt von allem, was jemals menschliche Laute gewesen sein mochten, zeigten ihre Lust an der Vernichtung des anderen.

Tiefflieger fegten über das Feld und rissen mit hämmernden Maschinenkanonen wahllos eine Schneise von wimmernden

Krüppeln in die Kämpfer. Eine Lanze wurde triumphierend erhoben, der Kopf, der sie krönte, spuckte noch tierische Schreie des Hasses gegen den Feind.

Die Trommel schlug. Das Herz hämmerte und ließ jedes Stückchen von Tonys Haut mitschwingen wie das Fell einer riesigen Pauke.

Mit jedem Schlag bröckelte etwas in Tonys Innerem ab, wurden sorgfältig geknüpft Umgrenzungen zerrissen, pfleglich gehütete Hemmungen weggefegt. Der Dolch in seiner Hand zitterte und vibrierte, antwortete auf das Beben seines Körpers, mehr noch er zitterte vor Kampfeslust, vibrierte vor Blutgier. Und Tony war bereit, seiner Waffe die Nahrung zu geben.

Zorn ergriff sein Wesen, überschwemmte wie eine rote Flut sein Bewusstsein, rann, sickerte und rieselte in die verborgenste Provinz von Tonys Sein. Hass durchfuhr ihn, der große, gute, göttliche, rotgoldene Hass, der einen Mann lebendiger macht, der ihn wie ein eisernes Skelett aufrecht hält, der ihn wie stählerne Muskulatur unbesiegbar macht. Jede Faser seines Körpers vibrierte vor Hass, jede Pore schwitzte Hass aus, jedes Härchen ließ knisternde Funken des Hasses springen.

Und dann sah Tony den Feind. Er stand ganz in der Nähe. Tony machte noch einen Schritt in diese Richtung. DER FEIND. Ich werde dich töten, dachte es in Tonys Kopf. Mein Hass wird dich vernichten, du widerwärtige Kröte, ich werde dich in den Boden stampfen, ich werde deinen Schmerz trinken, ich werden deine Qual zu meinem Zelt machen, deine Schreie sollen mein Lager sein, ich werde mich in deine Haut kleiden. Ich werde deine Kinder in das Feuer werfen, ich werde deine Weiber von meinen Hunden schwängern lassen, ich schlitze dich auf, ich schneide dich in Stücke, ich reiße dir dein Gekröse heraus und stopfe es dir in dein Maul ...

Tony hörte ein Brüllen und erkannte voller Freude, dass es aus seiner Kehle strömte. Das Gebrüll des jagenden Löwen, das Fau-

chen des springenden Tigers – wilde Freude am Töten durchpulste ihn. Er sog gierig die blutgeschwängerte, rauchige rot schimmernde Luft in die Nüster, lauschte dem vieltausendstimmigen Chor der Schlacht, diesem männlichen, triumphierenden, berausenden Klang, diesem Lied, das einen Ton, ein Gefühl, einen Geschmack bejubelte, den einen metallenen Faden lobpries, der fest und untrennbar in den

Teppich dieser Welt verwebt ist, seit der erste Mensch die Hand gegen den anderen erhob, seit das erste Raubtier das Aroma frischen Blutes auf der Zunge verspürte, seit in Urzeiten der erste Einzeller einen anderen Einzeller verschlang, um sein Leben mit dem Leben des anderen zu stärken.

Noch einige Schritte, dann würde er ihn haben, den Orgasmus des Tötens, des Vernichtens, des Zerstörens.

Ein fremder Klang durchdrang das Gelärme der kehligen Stimmen.

Was war es. Eine Erinnerung? Eine Erinnerung – an was, Tony fühlte sich stürzen, er versuchte zu bleiben, wo er war, aber dieser Klang riss ihn mit. Lachen. Das Lachen einer Frau.

Das Lachen von Lucille Chaudieu, klangvoll und offen.

Als wenn jemand einen Film geschnitten hätte, befand sich Tony wieder auf Matankas Gartenparty. Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Er hatte nur einige Schritte weg von dem Ausstellungstisch gemacht. Vor sich sah er eine ins Gespräch vertiefte Gruppe und darin einen Mann, auf den er sich zubewegt hatte. Es war ein kleiner dicklicher Europäer mit rotem Gesicht und einem spärlichen Kranz weißer Haare auf dem roten Schädel. Er stand friedvoll auf dem Rasen und schien sich mit seinem Nachbarn trefflich zu unterhalten. Tony aber schaute auf den Mann, und in seinem Bewusstsein zogen noch die letzten roten Wolken vorbei, in deren Wahnsinn gehüllt er gerade eben bereit gewesen war, diesen Mitmenschen in Stücke zu schlagen.

Keiner der Gäste hatte Tony beachtet. Lediglich Matanka und Montalban hatten ihn aufmerksam beobachtet, wie Forscher ein Versuchskaninchen betrachten mochten.

Tony wendete sich zurück zum Tisch und legte den Dolch sanft auf die Samtdecke.

»Eine herrliche Waffe, wirklich«, sagte er dann etwas matt. »Sie hat so etwas – Suggestives.«

Matankas filzige Brauen wanderten die Stirn hoch, wenn auch die Schwärze seiner Augen nichts von seinen Gedanken verriet. Tony hatte ihn beeindruckt.

»Nicht wahr«, bestätigte er dann. »Nicht viele Menschen wissen das wirklich zu schätzen.«

»Ich kann es«, versicherte Tony. »Und wenn Sie mich nicht mit Ihrem gesunden Sammlermisstrauen beobachtet hätten, wäre ich doch glatt in Versuchung geraten, dieses schöne Stück heimlich in die Tasche zu stecken.«

Matanka atmete tief durch. »Sie wären – sicherlich ein – würdiger Träger ...«

Sie wechselten noch einige höfliche Worte, dann konnte sich Tony von den Herren trennen.

Er steuerte den nächsten Tablettträger an und leerte einige Gläser im Sturztrunk, um sich dann mit dem letzten verbliebenen Glas, unter den bewundernden Blicken des Inders, zwischen die Gäste zu mischen.

»Sie werden noch unter einer Brücke enden, junger Mann.« Das war Lucille Chaudieu. Seine Retterin.

Tony lächelte die schöne Französin an und hob das Glas. »Eine kleine Feier im kleinsten Kreis. Ich mit mir. Ich bin gerade dabei, den Verstand zu verlieren – und das muss unbedingt begossen werden.«

»Sie verlieren den Verstand?« Lucille lächelte maliziös. »Bei einem Mann ist das doch kein großer Verlust.«

Tony nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas. »Gnädigste,

Sie schätzen die Männer falsch ein. Vielleicht liegt es daran, dass sich nur Männer einer gewissen Intelligenzkategorie in das Leuchten Ihrer Schönheit wagen, oder aber Sie selbst tendieren eher zu den Herren, die sich weniger durch geistige Potenz als durch anderweitige solche auszeichnen.« Er genoss seine Replik und wartete auf die fällige Ohrfeige. Es war sowieso alles egal, also warum nicht ein wenig Spaß haben und dafür einen Abdruck dieser köstlichen fünf Finger riskieren? Aber der erwartete Einschlag blieb aus.

Tony leerte sein Glas endgültig und knallte es zielgenau, aber mit zu viel Schwung auf ein bereitgehaltenes Tablett. Der Diener knickte unter dem Einschlag des Glases fast zusammen, rettete aber mit großem Geschick den gesamten Inhalt seines Silbertabletts.

Als sich Tony wieder Lucille zuwandte, traf er auf den Blick ihrer sanften Augen. Es nahm ihm den Atem.

»Kann ich etwas tun, um Ihren so überaus reichhaltigen Verstand vor dem vorzeitigen Verlust zu retten?«, fragte sie dann sanft.

Tony ergriff ihre Hand und legte sie an seine Lippen. »Wie schön, wenn es sein könnte. Aber nur eine reine Jungfer vermag mich vor dem Feuer des Wahnsinns zu bewahren. Und

Sie sind nicht rein, meine Schöne, Sie sind absolut nicht rein.«

Die Hand wurde freigegeben und pendelte an Lucille Chaudieus Seite wie ein fremder Gegenstand, während sie in einer Mischung aus Verwunderung, Ärger und einem anderen, fremden Gefühl Tony hinterher sah. Der machte einige Schritte, drehte sich noch einmal zu ihr hin und vollführte eine Verbeugung, die in ihrer Perfektion jedem spanischen Höfling zur Ehre gereicht hätte.

»Da man sich ja bekanntlich im Leben immer zwei Mal sieht«, begann er, »und da dieses unsere zweite und mithin letzte Begegnung war, darf ich Ihnen noch einen Rat auf den weiteren Lebensweg geben. Hängen Sie sich nur an Männer mit Verstand.

Ich versichere Ihnen, es gibt wirklich welche.«

»Ja, es gibt sie, und sie füttern mit dem Yeti zusammen das Ungeheuer von Loch Ness«, schrie Lucille Chaudieu.

»Ein bemerkenswerter junger Mann«, sagte Montalban, der plötzlich an ihre Seite trat.

»Ein bemerkenswerter Idiot«, antwortete Lucille Chaudieu.

»Na, na, na.« Montalban schnalzte wohl gelaunt mit der Zunge. »Höre ich da etwa eine Spur von gekränkter Eitelkeit?«

Sie sah ihn von der Seite an. »Wenn man seit dem vierzehnten Lebensjahr jeden Kerl flachgelegt hat, den man flachlegen wollte, ist etwas Selbstbewusstsein wohl entschuldbar. Finden Sie nicht?«

»Absolut, meine Schöne, Sie haben jedes Recht dazu.« Er legte ihr seine Hand in den Nacken und schob sie leicht in die Richtung einer Gruppe, die sich um Matanka gebildet hatte. Unter seinen Fingerspitzen spürte er deutlich, wie sich ihre Muskeln in Abwehr verhärteten, und er ließ seine Hand heruntergleiten und gab der Geste damit einen freundschaftlich aufmunternden, völlig unerotischen Charakter.

Innerlich jubelte François de Montalban. Was war das für ein herrliches Spiel! Ein Abenteuer, ein prickelndes Wagnis! Viel erregender als der Moment, an dem er sich zum ersten Mal zwischen die feuchten Schenkel der Zimmermädchen im elterlichen Schloss geschlichen hatte, erregender als der Moment, in dem zum ersten Mal eine Kompanie Soldaten auf seinen Befehl losmarschiert war, ja, selbst erregender noch als der erste Schuss im Krieg, wenn man den anstürmenden Feind über Kimme und Korn des Karabiners anvisiert und nach der krachenden Betäubung des Schusses und des Rückschlags die rote Rose erkennt, die man auf des Gegners Stirn gemalt hat, und selbst erregender als der erste Einritt in die Arena, in der ein gereizter Stier darauf

wartete, seine fünf Zentner Wut endlich auf ein menschliches Ziel losbinden zu können.

Denn ein Stier konnte einem mutigen Mann nicht viel antun, außer ihm als Trittstufe für die Erhöhung seines männlichen Lebensgenusses zu dienen. Ein Stier konnte einen Mann nur töten oder verkrüppeln. Aber diese Frau, das wusste Montalban, und er fühlte bei diesem Gedanken wohlige Schauer, diese Frau konnte einen Mann vernichten. Sie konnte seine Seele fesseln, seine Gefühle in den Staub werfen, sein Inneres nach außen wenden, bis er nur noch ein um Gnade winselndes Etwas war. Vielleicht wusste diese Frau nicht einmal etwas von dieser Fähigkeit in sich.

Aber Montalban wusste es, und er war begeistert. Welch ein Spiel, Welch ein Glück. Er begann unter Lucilles fragenden Blicken laut und kräftig zu lachen. Der Tod war überall - und das machte das Leben so schön und lebenswert.

Neben einigen Uniformierten stand Matanka und schaute zu Montalban. Ihre Blicke begegneten sich, Montalban nickte leicht. Matanka schaute mit seinen schwarzen Augen den Uniformierten neben sich an und ließ dann seinen Blick auf Tony Tanner schweifen, der dem Ausgang zustrebte. Matanka nickte. Der Uniformierte schaute einen anderen Uniformierten an, deutete leicht auf Tanner, streckte dann Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand heraus und führte die Finger mit einer blitzschnellen Bewegung an seiner Kehle vorbei.

Der andere Uniformierte nickte und entfernte sich. Einer der hilfreichen Geister am Tor eilte sofort, um Tonys Wagen herbeizurufen.

In der Zwischenzeit lehnte Tony an der Pforte und sehnte sich nach den Zeiten, in denen er noch einen klaren, einigermaßen funktionierenden Verstand gehabt hatte. Eine Gruppe von Gästen ging an ihm vorbei und wartete außerhalb auf ihren Wagen. Der rundliche Mann, den Tony fast angegriffen hätte, war unter

ihnen.

Tony beugte sich zu einem der Diener und fragte in vertraulichem Flüsterton nach dem Namen des Mannes. Es dauerte eine Weile, dann hatten zwei Männer des Personals, nicht ganz so unauffällig, wie es Tony sich gewünscht hätte, die Identität des Mannes herausgefunden.

»Karel van der Plaaten, Niederländer, Experte für Flugsicherung, Beamter bei der EU in Brüssel. Mehr kann ich dem Gästebuch nicht entnehmen, Sir.«

Tony bedankte sich artig und bestieg seinen Wagen. Es war nicht die opulente Limousine, die ihn hergebracht hatte, aber immerhin ein Fahrzeug der Oberklasse. Auf dem Rücksitz nahm ein Karton viel Platz ein. Dem Fahrer war das sichtlich peinlich und er erging sich in ausschweifenden Erklärungen über Fahrten zum Flughafen und verrückte amerikanische Ladys, die Sonderwünsche in Menge hätten.

Für Tony machte es keinen Unterschied. Er setzte sich hinter den Fahrer und genoss es, einem anderen alle Verantwortung zu überlassen. Der Wagen fädelte sich zwischen mehrere abfahrende Wagen ein und beschleunigte mit leisem Surren auf der Straße.

»Es tut mir leid, Sir, eine Panne, der Motor, ich verstehe es auch nicht ...«

Die Stimme des Fahrers riss Tony aus seinem Schlaf. Das Rucken des Wagens hatte er im Halbschlaf gespürt, jetzt schreckte er endgültig hoch. Sie standen auf einer dunklen Straße. Links waren unbeleuchtete Häuser, rechts erstreckte sich eine weite dunkle Fläche, die weit hinten von den blinkenden Lichtern einer Industrieanlage begrenzt wurde.

Schlaftrunken beugte sich Tony nach vorn, als helles Scheinwerferlicht den Innenraum des Wagens erfasste und mit scharf geschnittenen Schatten füllte. Mit quietschenden Reifen bremste ein Geländewagen in Tarnbemalung an der Seite. Uniformierte Männer sprangen heraus, rissen die Tür auf und zerrten Tony

nach draußen. Sein Kopf schlug schmerzhaft an den Türholm. Halb betäubt lehnte er am Wagen, während ihn ein Mann mit eisernem Griff am Kragen packte und seinen Kopf nach hinten, auf das Wagendach drückte. Ein Messer blitzte auf.

Tony versuchte zu röcheln, aber jedes Geräusch ging in dem Krachen unter, mit dem ein weiterer Wagen das Geländefahrzeug rammte und halb herumriss.

Schattenhaft registrierte Tony eine große Gestalt, die ihm bekannt vorkam. Der Mann, der Tony festhielt, wurde von einem wuchtigen Schlag in die Nieren erschüttert, der Griff um

Tonys Kragen lockerte sich, der Mann kippte mit einem Stöhnen nach hinten, das Messer entglitt seiner Hand. Der Angreifer sprang auf die Motorhaube des Geländewagens und ließ die Spitze seines Kampfstiefels gegen die Kehle eines weiteren Uniformierten prallen. Der röchelte, griff sich an den zerschmetterten Adamsapfel und stürzte zu Boden.

Der Angreifer achtete nicht weiter auf ihn, sondern landete einen Treffer in den Unterleib des dritten Uniformierten. Als sich dieser mit einem Schmerzensschrei krümmte, packte der große Mann die Haare und rammte seinen Schädel gegen die spitze Kante der geöffneten Wagentür. Den Vierten schleuderte der Tollkühne gegen die zerschmetterte Motorhaube seines Wagens. Der aus dem Kühler schießende Dampf machte den schreienden Kerl für einen Moment blind, dann durchbohrte die abgerissene Stoßstange seinen Bauch.

Es blieb nur noch der Fahrer. Der riss eine Pistole hervor, zielte aber nicht auf den Angreifer, sondern auf Tony. Der Schuss ging los, Tony spürte neben sich den Einschlag in die Karosserie und duckte sich instinktiv. Dann krachte der Kopf des Fahrers auf den Kotflügel, sein Genick zerbarst mit hässlichem Knacken unter den Händen des Riesen.

»Los doch.« Tony taumelte vorwärts, der andere schob ihn energisch weiter. Hinter sich ließen sie drei beschädigte Automomo-

bile und fünf Leichen. Aus dem Kühler des

Rammfahrzeugs zischte noch immer Dampf.

Der Mann schob seinen Arm unter Tony Achsel und schleppte ihn durch die dunkle Straße. Aus den Häusern klangen Rufe, eine Frau stimmte ein klagendes Geheul an.

Der Mann führte Tony immer weiter. Er sagte kein Wort, und Tony selbst war kaum in der Lage, sich aufrecht zu halten, geschweige denn etwas zu sagen. Der Tod griff nach ihm. Er glitt in einen unbekanntem Schlund. Es war nicht die Wirkung des Alkohols, es war real, es war nah, es nahm Besitz von ihm. Er roch wieder das Blut des Schlachtfeldes. Schwankend taumelte er vorwärts, nur halb noch in dieser fürchterlichen Wirklichkeit, während ein dünner Blutstrom über seine Stirne rann und von der Braue auf seine Wange tropfte. Wie lange würden ihn Zufälle am Leben lassen – und wollte er eigentlich leben?

Lieber Gott, lass es endlich zu Ende sein, hämmerte es in seinem Kopf. Er wollte stehen bleiben, aber der Arm des kräftigen Mannes schob ihn immer wieder vorwärts.

Dann waren da weitere Männer, es gab eine Rangelei, bei der er auf den Boden gestoßen und sofort wieder hochgehoben wurde. Kräftige Arme fassten um seine Beine, seine Hüften, seine Schultern. Man trug ihn mit eiligen Schritten wie einen Verletzten die Straße herunter.

Tony strampelte und konnte noch den Kopf wenden – sein Retter, sein Entführer, was auch immer dieser Mann war, stand im Licht einer Laterne. Nein, er stand nicht, er beugte sich und zerrte an einem Band, das seinen Hals würgte. Er riss mit beiden Armen daran und drehte sich um die eigene Achse, wie ein angeschossenes Krokodil, das völlig verrückt geworden ist.

Jeremy Steele fiel auf die Knie. Er keuchte und riss an dem Band, das sie um seinen Hals gelegt hatten und das ihm die Luft abschnürte. Durch die dunklen Wolken einer beginnenden Ohnmacht sah er die weiß gekleideten Jünglinge, die Tony Tanner forttrugen. Er musste sich zuerst um sich selbst kümmern. Seine

Finger tasteten an dem Band. Das Blut pochte in seinen Schläfen, seine Lunge brannte wie Feuer. Dann brachte er seine Fingernägel unter das Würgeband, tiefer und tiefer, riss mit aller Kraft, es krachte, und er hatte den Hals frei. Er ließ sich zu Boden fallen und japste und keuchte nach Luft. Dann schaute er sich im Schein der Straßenlaterne das Band an. Er entdeckte einen Klettverschluss mit Handschlaufe.

Verblüfft richtete sich Jeremy Steele auf. Sie wollten ihn nicht umbringen. Sie wollten ihn für eine kurze Zeit ruhigstellen oder beschäftigen. Tatsächlich hätte jeder, der nicht mit einem derartigen Aufwand an Wut und Kraft auf das Band losgegangen wäre wie Steele dieses Ding in kürzester Zeit, ohne ernsthafte Atemschwierigkeiten, lösen können. Er stieß ein rauhes Lachen aus. Jeremy Steele war verwirrt. Er war verwirrt über seine Angreifer, die so blitzschnell aus den Hauseingängen hervorgesprungen waren, ihn mit dem Würgeband unschädlich gemacht und Tanner entführt hatten. Und er war verwirrt über sich selbst.

Bisher war das Leben des Jeremy Steele so logisch und folgerichtig gewesen wie die Blaupause einer Atomwaffe, die unter dem Neonlicht eines Ingenieurbüros liegt. Jetzt gab es eine Unklarheit. An einer Stelle waren zwei Abzweigungen möglich, und das beunruhigte ihn.

Was nun? Was nun mit seinem Leben, mit all den Jahren, in denen er nur gesucht, geforscht, gefragt hatte, in denen er sich selbst über den körnigen Stein seines alltäglichen Schmerzes rieb, sich formte und schliff, bis er selbst zu einer edelsteinharten Spitze geworden war, die er heute auf die Existenz von Tony Tanner setzen wollte.

Er hatte seine Werkzeuge bereit. Geschärfte, geschliffene, metallisch schimmernde kalte Foltergeräte, deren bloße Form in ihrer obszönen Eindeutigkeit schon einen Hauch jener

Qualen auszudünsten schienen, die sie hervorrufen sollten. Geräte, die wie Krallen, Klauen oder Reißzähne jener monströsen

Wesen wirkten, die einen Menschen in den dunkelsten Stunden seiner Albträume heimsuchen und ihn schreiend und schweißgebadet auffahren lassen. Geräte, deren Mischung aus Grausamkeit und genialer Funktionalität alles übertrafen, was unser an Perversitäten reiches Jahrhundert bisher hervorgebracht hatte. Geräte, die seinen Hass auf diesen Tony Tanner abkühlen sollten, den Mann, dem er den Tod seiner ganzen Familie zuschrieb.

Steele hatte sein Zimmer in einer Absteige, deren Adresse nur in den Reihen hart gesottenster Sextouristen und krimineller Organhändler unter der Hand weitergegeben wurde. In diesem Haus verlangte niemand einen Ausweis. Niemand stellte Fragen. Schreie wurden geflüssentlich überhört, und ein Geldschein reichte aus, um eine Leiche verschwinden zu lassen, egal ob es sich um ein, von einem haarigen Japaner zu Tode gequältes Baby aus den Slums oder um einen Erwachsenen, dessen schlackernde Überreste leer wie ein ausgeräumter Karton waren, handelte.

Er wusste, was kommen würde, er hatte es in der Vorstellung schon so oft erlebt und durchgespielt, dass die Wirklichkeit nur noch wie eine flüssige Masse in die verzerrte Form seiner Hassfantasien einzufließen brauchte. Er würde Tanner die Haut stückchenweise abziehen, ihm das Fleisch langsam von den Knochen schaben, er würde ihm die Lider ausreißen, um ihm jeden Ausweg in die schützende Dunkelheit einer Ohnmacht abzuschneiden, er würde ihn über jede Brücke der Peinigung, durch jedes Tal krampfzig zuckender Vernichtung schleifen, ihn in den brodelnden Kessel menschlicher Verzweiflung stürzen, ihn in jeder Sekunde zu tausendfachem Sterben treiben und ihm die Erlösung des Krepierens doch verwehren.

Tony Tanner musste zahlen. Bezahlen, bis seine Qual wie schwarzer Schnee auf die zerstörte Landschaft von Steeles Leben niederrieseln würde. Und dann, wenn Tanner soweit war, dass auch Steele ihn nicht mehr zurückholen konnte, dann war der Weg von Jeremy Steele ebenfalls an seinem Ende angelangt.

Auch dieses eigene Ende, diese seit so langem erhoffte Auslö-

schung seines gequälten Ichs, kannte Steele. Er hatte sich für russische Handgranaten entschieden. Dieser Abgang passte zu seiner Sicht des Daseins – ein schneller, lauter, brutaler, gewalttätiger Abgang, der seiner Nachwelt eine ganze Menge zum Saubermachen hinterlassen würde.

Aber das war vorbei. Jedenfalls für den Augenblick. Dieser Tanner – hatte er mächtige Freunde oder geschickte Feinde? Würde er überhaupt jemals wieder auftauchen? Und war er wirklich der Mann, den er so lange Jahre gesucht hatte? War er Täter oder vielleicht gar Opfer, ein Getriebener, einer, dem die Herrschaft über sein eigenes Leben völlig entglitten war? Zweifel begannen zu nagen, Unklarheiten erzeugten den silbrigen Klang ferne fallender Wassertropfen und unterhöhlten seine Gewissheit. Steele wusste nicht, welche Abzweigung in der Blaupause seines Lebens aktiviert werden würde. Aber er hatte gelernt zu warten.

Wie ein Tiger im Dschungel würde er weiterhin im Schutz gezackter Schatten lauern. Alles war aufgeschoben. Nichts war aufgehoben.

Steele nahm das Würgeband und steckte es in die Tasche. Es konnte noch nützlich sein. Langsam setzte er sich in Bewegung und entzog sich dem Lichtkreis der Laterne.

Es war der Duft von exotischen Blüten, der Tony Tanner aus seiner Ohnmacht weckte und ihn wie auf einer sonnenbeschiene- nen Allee in die Realität zurückführte.

»Das ist aber nun mal wirklich ein Zufall«, stöhnte Tony und begutachtete unter mühsam halb geöffneten Lidern den ihm wohlbekannten Taxifahrer.

Der lachte ihn mit seinem weißen Gebiss an. »Sie glauben noch an Zufälle, Sie Optimist!«

»Was zum Teufel ist optimistisch daran, an Zufälle zu glauben?«

»Nun, das Konzept des Zufalls erlaubt demjenigen, der ihm

anhängt, Ereignisse als im Wesentlichen getrennt von seinem Dasein zu interpretieren. Im Klartext: Man glaubt, es ginge einem nur deshalb was an, weil es einem zustößt, aber es könnte auch jedem anderen zugestoßen sein.«

»Und das ist nicht der Fall?«

»Das ist keineswegs der Fall.«

»Gegenvorschlag?«

»Versuchen Sie es mit Ursache und Wirkung.«

»Einspruch abgelehnt.«

Tony stützte sich auf die Ellbogen und schaute sich erst einmal vorsichtig um. In seinem Kopf schien noch immer das Echo des schmerzhaften Knalles, mit dem er gegen den Türholm gestoßen war, zwischen den Schädelswänden hin- und herzuflattern. Vorsichtige Bewegungen waren angebracht.

Er befand sich auf einer Liege in einem ansonsten leeren Raum. Die Wände waren weiß gekalkt und hatten weder Schmuck noch Türen oder Fenster. Ihm gegenüber war der Raum offen, nur ein luftiger heller Vorhang, der sich manchmal im leichten Nachtwind blähte, diente als Abtrennung. Von dort her kam auch der starke Duft nach Blüten – er ließ an die schweren fleischigen Blütenblätter seltener Orchideen denken.

Jetzt vernahm Tony auch das sanfte Plätschern eines Brunnens und das leichte Rauschen, das der Wind aus dem Laubwerk eines Baumes zaubert. Er wollte zu einer Frage ansetzen, aber der Inder unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

»Wenn Sie sich in der Lage fühlen, Fragen zu stellen, dann können Sie wahrscheinlich auch gehen. Und in diesem Fall werden sich viele Ihrer Fragen von selbst beantworten.«

Tony nickte brav und richtete sich mit der Hilfe des anderen auf. Die ersten Schritte fielen nicht leicht, und er musste sich an der Wand abstützen, aber Tony beantwortete die besorgten Blicke des Inder mit einem Lächeln, das tapfer wirken sollte, in Wirklichkeit aber lediglich verzerrt aussah. Er schlurfte weiter. Der Inder hielt ihm den Vorhang auf, und zog Tony sachte durch

den Ausgang.

Sie befanden sich in einem großen Gartenhof, der auf allen Seiten von Säulengängen begrenzt war, über denen sich weitere Stockwerke in den nächtlichen Himmel erhoben. Den

Mittelpunkt des Gartens bildete ein großer Brunnen. Seine Fontäne stieg aus einer Schale bis in die Höhe des ersten Stockwerkes, dann ergoss sich das Wasser aus der obersten Schale in eine zweite und dritte tiefer liegende und plätscherte dann wie ein durchsichtiger Vorhang in das Becken am Fuß des Brunnens. Über Gruppen von blühenden Büschen erhoben sich einige Bäume, zwischen deren Blättern Früchte schimmerten. Der klagende Ruf eines Pfaus erklang, aus einem Busch zwitscherte ein Nachtvogel.

Sie kamen an einem Raum vorbei, ähnlich dem, in dem Tony erwacht war. Der Vorhang war zur Seite gezogen und gab freie Sicht auf einen Tisch, um den drei Frauen und ein Mann saßen. Der Mann war fraglos Europäer oder Nordamerikaner. Seine Zeigefinger lagen auf großen Spielsteinen, die mit lateinischen Buchstaben beschriftet waren, und er versuchte, daraus Worte zu legen. Die Frauen unterstützten seine Bemühungen.

Im Vorbeischlurfen, Tony wurde in diesem Moment instinktiv langsamer, so als wäre er erschöpft, erkannte er »V- r - h - ng«. Damit konnte Tony nichts anfangen, aber das Wort entstammte sicherlich nicht der englischen Sprache. Die Endung passte auch nicht gut ins Französische. Polnisch, Niederländisch, Deutsch? Nun gut, es konnte ihm egal sein. Der Mann warf Tony einen wirren, glasigen Blick zu, zeigte lallend auf ihn und hätte sich erhoben, wenn ihn die Frauen nicht davon abgehalten hätten.

Tony konnte plötzlich enorm beschleunigen und fragte sich, als er die Nische hinter sich gelassen hatte, aus der undefinierbares Brabbeln ertönte, ob er in einer Irrenanstalt gelandet sein könnte. Die Besorgnis löste sich in Luft auf, als er dem Hausherrn vorgestellt wurde.

Es war ein kleiner, schwächtiger Greis mit einer großen, küh-

nen Adlernase und den hageren, scharfen Zügen eines Asketen. Die Strenge seines Gesichtes hätte abschreckend gewirkt, wäre sie nicht durch die Lachfalten um die sanften Augen gemildert worden.

»Prabhanadrat Dhevasatri«, stellte er sich vor und begrüßte Tony mit einer tiefen Verbeugung. »Es ist mir ein Vergnügen, Sie in meinem Hause begrüßen zu dürfen, Herr Tanner.«

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite. Allerdings war die Einladung eher unkonventionell.«

Dhevasatri rieb sich lächelnd die Hände. »Wohl wahr. Aber es war, wie sagt man so schön, Gefahr im Verzug.«

»Darf ich fragen, welchem Umstand ich meine - äh - Rettung - oder sollte ich es Wechsel des Gastgebers nennen, verdanke?«

»Sehen Sie den Brunnen im Garten? Die drei Schalen sollen den guten Weg unserer parsischen Religion darstellen: rechtes Denken, rechtes Reden, rechtes Handeln. In Ihrem Fall stand das rechte Reden zugegebenermaßen im Hintergrund, aber die Prinzipien des rechten Denkens und des richtigen Handels wurden von meinen jungen Leuten geradezu prachtvoll befolgt. Wir haben das Richtige getan, das sollte erst einmal als Antwort genügen.«

Tony öffnete den Mund, um seine Meinung zum Ausdruck zu bringen, dass diese Auskunft ihm absolut nicht genüge, aber sein Gesprächspartner ließ ihn erst gar nicht zu Wort kommen.

»Sie sehen so aus wie einer dieser Helden in den seltsamen Filmen aus den USA. Action-Filme nennt man, glaube ich, diese eigentlich unerfreulichen Streifen, in denen muskulöse Männer in verschwitzten Unterhemden blutverschmiert durch die Gegend rennen und sich dem traurigen Geschäft des Mordens hingeben. Ich denke, wir sollten Ihr Aussehen verbessern. Kommen Sie bitte mit.«

»Was ist mit meinem - Begleiter geschehen«, fragte Tony. Sie gingen über einen langen Flur ins das Innere des Hauses.

»Ihrem Begleiter. Dem geht es gut. Wir haben ihn nur für eine

Weile ruhiggestellt. Aber er hat sich derart dumm angestellt, dass meine Späher kurz davor standen einzugreifen, um ihm zu helfen. Er trägt zu viel Zorn in sich. Er ist ein sehr gefährlicher Mann, Herr Tanner.«

»Bombay ist eine sehr gefährliche Stadt. Hier wird man masakriert, nur weil man ein Weißer ist.«

Dhevasatri wurde merklich hellhörig, und Tony musste sein Erlebnis im Kali-Tempel schildern.

»Und Sie sind sich ganz sicher, dass sich der Ausruf auf Ihre Hautfarbe bezog?«

»Nun mein Hemd kann es zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr gewesen sein. Warum fragen Sie?«

»Ach, nur so.« Dhevasatri zögerte, dann fügte er hinzu: »Nein, nicht nur so. Aber die wirklichen Gründe würden Sie nicht verstehen. Oder seien wir optimistisch – noch nicht. Aber setzen Sie sich doch, unser Arzt kommt gleich. Inzwischen werden wir Ihnen eine Erfrischung schicken.«

Die Flüssigkeit in der Schale, die Tony gereicht wurde, sah wie süßliche, grüne Limonade aus. Umso überraschter war Tony, als sie ihm herzhaft, scharf gewürzt und sämig wie Sahne über die Zunge rann, in der Kehle höllisch brannte und seinen ganzen Körper mit einer wundervollen Wärme erfüllte.

Sein Kopf wurde schlagartig frei, als hätte eine der appetitlichknackigen Hausfrauen aus der Fernsehwerbung für Haushaltsreiniger über die unvermeidlich eklig verfetteten Kachel gewischt und sie mit holdem Glanz versehen.

Vom Flur her erklangen Stimmen. Tony verstand nur Satzketten: »Er ist – ein Auserwählter ...«

Tony musste grinsen. Die sprachen doch wohl nicht von ihm? Von ihm, Tony Tanner, der bei fast jeder Mannschaftswahl im Sportunterricht übrig geblieben war und vom Sportlehrer zwangszugeteilt wurde, während die sportlichen Helden, von den Mädchen gebührend angehimmelt, die Augen motzend verdrehten und ihm in vorausseilender Schuldzuweisung die mögli-

che Niederlage anlasteten?

Aber das Hindi-Wort hatte doch noch eine andere Bedeutung – richtig, es konnte »Gezeichnet« heißen. Und das passte nun wieder hervorragend. Gezeichnet war er wirklich.

Seine Fingerspitzen betasteten vorsichtig die dicke Beule an der Stirn, von der aus ein krustiger Streifen geronnenen Blutes zu den Brauen herabließ.

Dhevasatri erschien mit einem jungen Arzt, und Tony musste sich, obwohl ihm das ungeheuer peinlich war, ausziehen und auf eine Pritsche legen. Seine Kleidung wurde unterdessen in einem Korb abgeholt und kam am Ende der Behandlung frisch gereinigt zurück.

Der scharfe Geruch von Desinfektionsmitteln füllte den Raum. Der Arzt sprach, und

Dhevasatri übersetzte. »Der Doktor meint, dass Sie keine Stunde zu früh zu einer Behandlung gekommen sind. Einige Wunden waren stark infiziert. Außerdem gibt es in ihrem Rücken einen Einstich, der Ihnen, wenn er nur einen Millimeter seitwärts gewesen wäre, das Rückenmark durchtrennt hätte.«

Solche medizinischen Feinheiten waren Tony im Augenblick herzlich egal. Er bemühte sich um eine stoische Haltung, aber seine Indianer-kennen-keinen-Schmerz-Attitüde musste er oft genug vergessen. Zischend sog er die Luft durch die Zähne, wenn der Arzt wieder einmal mit der sadistischen Gründlichkeit seines Standes in einer offenen Stelle herumorkelte.

Er versuchte sich abzulenken. An einer Wand entdeckte er die geflügelte Sonnenscheibe, das Symbol des Ahura Masda. Seit wie vielen Jahrhunderten mochte dieses Symbol schon existieren?

»Seit ungefähr 2.500 Jahren«, sagte Dhevasatri.

»Ich habe diese Frage nicht formuliert, ich habe diese Frage nur gedacht«, dachte Tony.

»Aber aus Ihrer Blickrichtung war zu erkennen, um was es ging. Und die gestellten Fragen sind immer die gleichen. Alles

bloß eine Angelegenheit von Schlussfolgerungen«, antwortete Dhevasatri.

Tony begann zu singen. Nachdem er »Hail Britannia« und »Mary had a little lamb« zum Besten gegeben hatte, krächzte er »Satisfaction«, »Downtown«, »Lucy in the Sky« und »Thriller«, woraufhin der Doktor seine Instrumente krachend in eine metallene Nierenschale pfefferte und den Patienten für geheilt erklärte.

Eine zweite Schale des Getränkes versetzte Tony Tanner in eine Stimmung, die unter anderen Umständen als Übermut zu bezeichnen gewesen wäre.

Beim Abschied druckste Tony herum. Er stand hier, aus einer vermutlich lebensbedrohlichen Situation errettet, medizinisch versorgt, gekräftigt und in Kleidern, die kunstreich geflickt und sauber duftend waren, und suchte nach einer Möglichkeit, seine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bitten.

Aber Dhevasatri nahm ihm auch diese Sorge. »Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Tanner, Sie würden mir damit einen großen Dienst erweisen. Sie kennen vielleicht meinen Freund Dorkas in London?«

»Oooohhh jaaaa«, Tony wieherte wie eine rossige Stute, obwohl er eigentlich überrascht sein sollte. »Und ob ich den kennen.«

Dhevasatri lächelte. »Könnten Sie Dorkas vielleicht dieses Kästchen zukommen lassen? Keine Sorge, es ist nichts Illegales, kein Rauschgift, keine unerlaubte Ausfuhr oder Ähnliches. Aber es ist eine Situation, in der Eile geboten ist, und wenn Sie persönlich dieses Kästchen nach London bringen und übergeben, dann wäre das der schnellste Weg überhaupt.«

Natürlich erklärte sich Tony bereit, auch wenn der Name Dorkas seine Jubellaune auf ein eher alltägliches Maß herunterge-

schraubt hatte. Der Gegenstand, um den es ging, war ein quadratischer Kasten von der Seitenlänge eines Papierblattes, aus dunklem Holz und allseitig mit Schnitzereien verziert. Mit misstrauischen Blicken musterte Tony das Dekor, musste aber nirgendwo das Abbild der Kali entdecken. Dhevasatri deutete auf einen verschnörkelten Schriftzug auf dem Deckel. »Zur rechten Zeit, am rechten Ort, der rechten Hand«, übersetzte er.

Der Taxifahrer, dessen Fahrstil in der Nacht noch mehr Ähnlichkeiten mit der Technik eines finnischen Rallye-Profis offenbarte, brachte Tony sicher in sein Hotel. Dort schlief Tony einige Stunden, während auf dem Flur eine Gruppe weiß gekleideter Jünglinge seinen Schlaf bewachte wie ein eifersüchtiger Drache einen Goldschatz.

Einige weitere Stunden später hatte er Bombay weit hinter sich gelassen und strebte in einer Reiseflughöhe von 9.000 Metern dem britischen Mutterland entgegen. Die Tatsache, dass unter den Stewardessen kein bekanntes Gesicht war, registrierte er mit einer gewissen Enttäuschung. Er trank mehrere Gläser Mineralwasser und schlief dann ein.

Die Tatsache, dass Tony Tanner im Schlaf lächelte, ließ darauf schließen, dass er nicht von seinem Aufenthalt in Bombay träumte.

London. Bei der Ankunft gab es Nieselregen. Der Köter von Misses Blackhall kläfft wie immer durch das ganze Treppenhaus, der Kater der Amanda Honey stinkt nach wie vor wie eine Herde Ziegenböcke, und Misses Jones grüßt mich immer noch nicht, wenn ich ihr im Treppenhaus einen »Guten Tag« wünsche. Ein dreifaches Hipp-Hipp-Hurra auf die alltäglichen Misslichkeiten, denn sie beweisen uns, dass wir noch leben.

Als ich die Wohnungstür aufschloss, hatte ich das miese Ge-

fühl es könnte alles abgebrannt sein, ausgeraubt oder voller Würmer oder ein außerirdischer grüner Schleim würde alles bedecken. Als Francine noch bei mir war, hatte ich solche Ängste nie. Da war es selbstverständlich, dass alles in Ordnung war. Selbstverständlich – vielleicht liegt darin der Knackpunkt. Ich Trottel bin in die Selbstverständlichkeit dieser Beziehung hineingeschlüpft wie in ausgelatschte Filzpantoffeln. Als ich heute früh aufstand, hatte ich für eine Weile das herrliche Gefühl, diese ganze Bombaygeschichte sei nur ein böser Traum gewesen.

Als ich dann mein demoliertes Gesicht im Badezimmerspiegel ansah, war klar, dass ich entweder den Spiegel wechseln muss oder mich unter die Guillotine legen, jedenfalls sieht keiner so aus, der nur geträumt hat. Diese ganze Geschichte in Bombay – ich hätte bei vier oder fünf Gelegenheiten einen anderen Weg wählen können. Ich hätte die Sache beenden können, doch stattdessen bin ich irgendwie immer tiefer in den Schlamassel geraten.

»Irgendwie« trifft die Sache auf den Punkt. Du steckst im Dreck und kannst dich noch nicht einmal genau erinnern, wieso du dort bist. Vielleicht fängt unser kleiner Tony ja an, durchzuknallen. Postlibidinöse Psychopathie. Vielleicht sollte ich mich bei einem Seelenklempner auf die Couch legen.

Bei Couch fällt mir diese Französin ein. Wie hieß sie eigentlich? Sie hatte so ein verdammtes Namensschild an der Uniform, aber ich komme nicht auf den Namen. Leila, Lotte, Lucy oder so. Lucy klingt gut. Hier tanzt die Lucy. Jedenfalls war sie das, was der Kotzbrocken Heathercroft einen heißen Feger nennen würde. Ich bin sicher, er hätte seine Chance genutzt und die Frau flachgelegt. Ganz im Unterschied zu mir. Junge – allein diese Vorstellung – dieser fette, schwabbelige, rosige Hintern von Heathercroft und dann lustig rauf und runter. Das muss aussehen wie ein Pavian, der Liegestütze macht. Ich wette, er hat Pickel auf

beiden Backen. Nun ja, das ist alles pure Theorie. Aber wie sie mich angesehen hat. Wenn ich jemals im Leben einen Herzstillstand haben sollte, brauche ich mich bloß an diesen Blick zu erinnern, und die Pumpe fluppt wie bei einem Teenie. Scheiß drauf, diese Frau ist doch bloß eine dieser Edelnutten, die sich an alte Säcke hängen wie die Kletten. Der hehre Glanz der Macht und des Luxus im Austausch gegen eine gebührende Nutzung des weiblichen Geschlechtsapparates durch die alten Böcke. Und wenn die Ziege die ersten Falten am Bump hat und sich der Seigneur eine Jüngere krallt, bleibt immer noch der große Enthüllungartikel in der Sun: »Ich trieb es mit Husch Ibn Hoschi. Ich machte es ihm mit der Hand und er machte es mir mit dem Mund. Er war wie ein wildes Tier und riss mir die Kleider vom Leib. Nur meinen linken Stiefel und den rechten Handschuh musste ich anbehalten. Wir machten es auf dem Boden, wir machten es im Kronleuchter und wir machten es in der Kloschüssel. Wir trieben es in der Flugzeugtoilette und im Treibhaus. Sein Pint ist 82 Zentimeter lang, 17 Kilo schwer, mit *I love England* tätowiert und in vier Dimensionen drehbar. Zum Abschied schenkte er mir eine Tüte Abgas seines Porsche und eine Ehrenkarte für die Tombola im Altersheim. Ich werde ihn nie vergessen.« Und damit ist der morgendliche Blutstau für die verklemmten Spießler in der U-Bahn gesichert. Vielleicht sollte ich mich als Pornoschreiberling versuchen? Jedenfalls tut es gut, hier einfach zu sitzen und den Federhalter kratzen zu lassen.

Es geschehen merkwürdige Dinge

Tony Tanner fuhr zu seiner Arbeitsstelle, hatte eine halbstündige Besprechung mit seinem Vorgesetzten, in der alle Unterlagen aus Bombay durchgesprochen wurden, und besuchte nur noch kurz sein Büro. Da seine Reise nach Bombay von Amts wegen mit fünf Tagen anberaumt gewesen war, er aber schon nach zwei Tagen mit allen erforderlichen Informationen zurück war, blie-

ben ihm nun drei Tage zur freien Verfügung, die nicht auf seinen Urlaub angerechnet wurden. Er setzte sich hinter den Schreibtisch und testete seinen Gemütszustand. Es war schon seltsam, wie sehr zwei Tage einen Menschen aus seinem Lebenszusammenhang zu reißen vermochten. Die Tür wurde aufgestoßen, und Heathercroft platzte herein. Tonys Anblick schien seine Heiterkeit zu erregen.

»Hey, was ist mit deiner Denkerstirn, Tanner. Ist da ein Alien rausgekrochen?«

»Husten. Husten im Kleiderschrank. Sehr gefährlich. Die Situation müsste dir bekannt vorkommen. Und nachdem ich dir jetzt ein pikantes Detail meines Intimlebens offenbart habe, scher dich bitte tunlichst zum Teufel, aber mach vorher die verdammte Tür zu, und zwar von außen, sonst mache ich mir einen Klammerbeutel aus deinem pickeligen Skrotum.« Tony blickte wie eine ganze Meute hungriger Kampfhunde.

Heathercroft setzte zum Rückzug an, stoppte dann aber doch und druckste herum. »Tanner«, setzte er an, »es gibt da etwas, was wir kurz bereden ...«

»Wir müssen bereden, warum ich bei deinem Anblick immer an Arbeit denke, statt an Kotztüten, wie es nur dem natürlichen humanen Instinkt entspräche. Es hat wahrscheinlich damit zu tun, dass deine Kollegen immer den Schutt wegräumen müssen, den du liegen lässt, weil du viel zu sehr damit beschäftigt bist, Sekretärinnen anzubaggern, als dass du ernsthaft was für dein weit überhöhtes Gehalt tun könntest. Also verpiss dich, sonst werde ich unter Umständen vielleicht möglicherweise sogar deutlich.«

Die Tür klappte zu. Das hatte Spaß gemacht. Tatsächlich gehörte Heathercroft zu den Wesen, die alleine deswegen eine Existenzberechtigung haben, weil es eine tiefe Befriedigung vermittelte, sie zu beschimpfen. Und Heathercroft seinerseits war zu sehr auf die Erweiterung seines geschlechtlichen Erfahrungs-

horizontes fixiert und verband zudem in kongenialer Weise Arroganz und ein dickes Fell, dass ihm selbst eine Beschimpfung durch eine ganze Horde wortmächtiger walisischer Poeten schlichtweg schnurz gewesen wäre.

Nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, traf Tony die psychologische Rache für seinen impertinenten Ausfall gegen einen Beamten ihrer britischen Majestät. Seine Freude über die Beschimpfung Heathercrofts schwand schnell und gerann über das Zwischenstadium eines gewissen Bedauerns, das Tony Tanner als Ausfluss seiner mehr oder weniger erfolgreich absolvierten guten Erziehung ansehen musste, zu einem handfesten Ärger über diesen Idioten Heathercroft, der ohne Anklopfen in fremde Büros einbrach wie der SAS bei einer Geiselnbefreiung. Ein kleinerer Dauerlauf war gerade richtig, um den Testosteronspiegel zu senken.

Aber als Tony an der Themse entlang lief, dröhnte sein Kopf bei jedem Schritt, und alle Passanten schauten ihn an, als habe er gerade eben mit seiner Stirn den Tower gerammt.

Schnaufend, mit Kopfschmerzen und immer noch ärgerlich kehrte Tony in sein Domizil zurück. Er duschte und zog sich um. Auf dem Anrufbeantworter war ein Telefonat registriert.

Er spulte zurück und ließ das Band ablaufen. Ihn traf fast der Schlag.

»Hallo Tony, bist du da? Hallo, wenn du da bist, dann geh doch bitte an den Apparat.

Bitte.« Es war Francine. Eine kurze Pause.

»Du bist nicht da, wie? Natürlich bist du nicht da. Du bist ja nie da, wenn ich mal mit dir reden möchte. Klasse was? Drei Sätze und schon bin ich mitten drin in unserer gewesenen Beziehungskiste. Ist vielleicht ganz gut, dass ich dir die Sache auf die Art näher bringen kann. Ich meine, wenn du jetzt an der Strippe wärst, dann würde ich bestimmt losheulen, weil ich dann deine Stimme hören würde und an deinen Dackelblick denken müsste, den du immer hast, wenn wir Streit hatten oder das, was du Streit

nennst. Eigentlich hatten wir nie Streit. – Hätte uns vielleicht ganz gut getan. Aber eigentlich gab es ja gar keine Gelegenheit. Wir waren irgendwie ein ideales Paar, nicht? Oh Tony ...«

Sie seufzte, und dann gab das Aufnahmegerät eine Weile nur das Rauschen der Leitung wieder und das Knacken, als irgendwo irgendeine Verbindung irgendwohin vermittelt wurde.

Tony glaubte schon, der Anruf wäre zu Ende, aber dann setzte Francine neu an.

»Also – wo ist bloß mein Mist-Taschentuch, sag nichts, ich weiß, ich werde es nie lernen und jetzt bist du ja nicht da, um mir deines auszuleihen. Ja, also, ich wollte dir sagen, dass es mir leidtut. Es hätte nicht so kommen müssen, aber irgendwie – ach ich weiß nicht. Du warst immer unterwegs, und dich, wenn du zurückkommst, auf dem Flughafen scharfzumachen, dass wir dann übereinander hergefallen sind wie die wilden Tiere, das war toll, aber auch tolle Sachen verlieren mit der Zeit an Glanz. Ich meine, du reist in der Weltgeschichte herum und ich hasse Flugzeuge und habe auch meinen Job, und wenn du zu Hause bist, ist alles supertoll und du gehst in die Kneipe oder du hängst mit diesen lächerlichen Kopfhörern herum und lernst so Sachen wie *99 freundliche Sätze in Nieder-Tibetanisch* oder *Wie sage ich einem norwegischen Fischhändler, dass er ein Arsch ist, ohne dass er es merkt?* Für dich war das alles toll, du hattest dein Leben, und ich war das Sahnehäubchen auf Tony Tanners Eisdessert. Deinetwegen hätte es so weitergehen können, ist mir schon klar. Aber du hängst ja auch nicht allein in dieser Scheißstadt. London ist Unterhaltungsmetropole, vergiss es doch. Irgendwann hat eine Frau wie ich auch das drängende Bedürfnis nach einem geregelten Zusammenleben, so richtig spießig mit Nippesfiguren über dem Kamin und einem Sofa von Laura Ashley. Du, mein Lieber, hast dich kein bisschen verändert. Dir passen nicht nur die Hosen von vor zehn Jahren noch, auch der Typ in der Buxe ist der gleiche. Aber ich habe mich verändert, Sonnenscheinchen. Und ich habe mich zu oft verteufelt einsam gefühlt. Hey, ich werde ja

richtig wütend, das tut gut. Tony, du bist ein Arsch – nein, bist du nicht, streichen wir das aus dem Protokoll. Ich liebe dich. Ich liebe dich wahnsinnig. Wir waren wirklich so ein perfektes Paar – verdammt, das war jetzt wieder kein bisschen hilfreich. Scheiß-Taschentuch.«

Tony hörte, wie der Hörer auf eine Unterlage geknallt wurde, dann erklang das laute Schnauben, mit dem Francine ihre naseverstopfende Sentimentalität loswurde.

»Weißt du, seit Mama tot ist, war es für mich sehr einsam. Und ich bin nicht mehr der Partyfeger, der ich mal war. Und alle die Leute von früher, die sind weggezogen oder hängen abends nur schlaff in den Seilen und die meisten haben Kinder und wollen gar nicht auf die Piste gehen und wenn, dann ist es unheimlich peinlich, mit so einer hormonell überversorgten Endzwanzigerin in die Disco zu gehen. Ja, und überhaupt Kinder. Verdammt noch mal, ich will mich nicht jeden mistigen Monat drei Tage lang fühlen müssen wie Dracula im Sonnenschein und dann diese Scheißpakete mit Slipeinlagen aus dem Supermarkt schleppen für nichts und wieder nichts. Mutter Natur hat mich mit einer wunderprächtigen Gebärmutter ausgerüstet und ich will was davon haben. Das hast du nie kapiert. Dass ich die Pille nicht vertrage, war übrigens gelogen, aber ich will keine Sondermülldeponie für diesen ganzen Chemiedreck sein. Und irgendwie wäre das für uns auch eine Chance gewesen. Du hättest sicherlich einen perfekten Vater abgegeben, ein bisschen kindisch vermutlich, und ich denke, zu den Elternsprechtagen hätte ich alleine gehen müssen, weil du die Schule ja hasst. Aber sonst – Du bist überhaupt ziemlich perfekt in meinen Augen. Bilde dir jetzt bloß nichts ein. Ich bin einfach bescheuert, das ist es. Hat nichts mit dir zu tun. Ja also, ich will es mal so sagen, wenn man so alleine herumhängt und einem die Decke auf den Kopf fällt, dann macht man mal Fehler. Oder auch nicht. Ich meine, du kennst einen Typen und der hört dir zu und das tut gut. Und weil Männer eben so sind, bumst er dich hinterher. Zwei Stunden erleich-

terndes Gequatsche und als Bezahlung machst du die Beine breit und hoffst, der Typ macht dir nicht die Frisur kaputt. Das ist ein Geschäft. Ja, und jetzt bin ich schwanger, und weil ich wusste, dass es dich umbringen würde, habe ich unsere Geschichte beendet. Aber ich will das Kind. Es hat nichts mit dem Typen zu tun. Eigentlich ist es dein Kind, denn ich habe immer an dich gedacht, wenn einer von den Seelentröstern auf mir rumrutschte. So, jetzt ist das also auch raus. Ich meine, wenn du das wegstecken kannst, dann können wir uns ja vielleicht noch mal sehen. Vielleicht hast du Lust, mit mir essen zu gehen. Ich sehe dann zwar aus wie die Kuppel von St. Pauls, aber vielleicht stört dich das ja nicht weiter. – Ich fände es schön. Weißt du, ich liebe dich nämlich immer noch. Ich weiß, ich wiederhole mich. Ja, eines muss noch raus, dann haben wir es wirklich überstanden. Der Kerl, von dem es ist, war ...«

Tony Tanner hechtete mit wildem Gebrüll auf den Anrufbeantworter los, riss das Gerät mit einem Ruck von der Leitung, rannte in die Küche und steckte es in den Mikrowellenherd.

Dann stellte er den Herd an und tigte laute Urschreie ausstoßend durch die Räume.

Nach fünf Minuten war die Wohnung voller Qualm, der Anrufbeantworter ebenso ruiniert wie der Mikrowellenherd.

Und Tony war vollkommen heiser.

Er riss alle Fenster seiner Wohnung auf, um den Gestank von verbranntem Gummi und geschmolzenem Plastik zu vertreiben, der Assoziationen von Flugzeugabstürzen, Autounfällen und abgeschossenen Panzern hervorrief. Er lehnte sich aus dem Fenster und schnappte nach frischer Luft. Der Anruf von Francine war exakt das, was die Jäger einen Blattschuss nennen. Auf einmal war wieder alles möglich, und doch blieben seine Gefühle hinter dieser Erkenntnis zurück, zögerten noch, misstrauisch wie ein gerade frei gelassenes Tier an der offenen Tür des Geheges. Wie ein Verurteilter, der plötzlich begnadigt wird, dachte er: »Was, ich werde nicht hingerichtet? Ich bin frei? Das können Sie mir

nicht antun, Herr Henker, was soll ich denn jetzt mit dem langen Nachmittag anfangen?»

Er brauchte Ablenkung, und da kam es ihm gerade zupass, dass er noch einen Besuch bei Dorkas machen musste.

Tony schnappte sich den Kasten, verstaute ihn in einer Plastiktüte und suchte nach einem Jackett. Sein Koffer war noch nicht ausgepackt. Er öffnete ihn, warf ungeduldig die Kleidungsstücke auf das Sofa und stockte, wie eingefroren in der Bewegung, als er zwei Blätter aus weißem Papier in einer Jackentasche bemerkte. Er musste einen Moment überlegen, bis ihm deren Herkunft klar war. Dann suchte er einen Bleistift und setzte sich mit den Blättern an einen Tisch. Die eifrige Lektüre von altmodischen Kriminalromanen in Verbindung mit der kriminalistischen Kenntnis, die ihm lange Abende vor dem Fernseher bescherten, zahlten sich jetzt voll aus. Vorsichtig setzte er den Bleistift an und schwärzte vorsichtig und mit Hingabe das erste Blatt. Das Ergebnis war enttäuschend. Außer Knicken und Linien, die rein zufälligen Ursprungs waren, konnte er nichts entdecken.

Beim zweiten Blatt hatte er Erfolg. Es musste über dem anderen gelegen haben. Schon bald blieben in dem geschwärzten Feld Spuren zurück, schmale Linien, die der Bleistift nicht erfasst hatte. Zuerst konnte Tony keinen Sinn in der Schrift entdecken. Vergeblich suchte er nach zusammenhängenden Wörtern. Er fürchtete, auf eine fremde Schrift gestoßen zu sein, auf Bengali vielleicht oder Arabisch, denn er glaubte, charakteristische Unterlängen zu erkennen. Schließlich beschränkte er sich darauf, die Linien ganz mechanisch auf ein neues Blatt Papier zu übertragen. Und nun erkannte er es. Vor ihm lag eine Formel. Eine physikalische Formel vielleicht? Nein, da standen Abkürzungen wie Cl, H oder S.

Obwohl Tony von Chemie nicht allzu viel Ahnung hatte, wurde es deutlich, dass es sich um eine sehr komplexe Formel handeln musste. Tony übertrug alles, was er erkennen konnte, noch

einmal auf ein neues Blatt, fertigte eine Kopie an, versteckte diese Kopie unter einen Topf, in dem eine vertrocknete Blumenleiche Klage über den Verlust der pflegenden Hand Francines führte, und arbeitete sich durch die Tür in das Treppenhaus. Unter dem einen Arm trug er das ruinierte Mikrowellengerät, in der anderen Hand eine Einkaufsstüte mit dem Kästchen für Dorkas. Aber der musste sich noch gedulden. Tony hatte zuvor noch eine andere Erledigung zu machen.

Zwei Stockwerke tiefer musste er an Misses Jones vorbei, die mit einem Bleheimer eine Barrikade auf dem Treppenabsatz aufgebaut hatte und missmutig einen Feudel hin- und herschob. Im Normalfall hätte Tony alles getan, um eine solche Begegnung zu vermeiden.

Misses Jones gehörte zu jenen Exemplaren Mensch, die ihrer eigenen Gattung mit einer Mischung aus Misstrauen und ungeschöner Boshaftigkeit entgegneten. Selbst Francines sonniges Gemüt hatte an den schwarzen Klippen dieser Einfraudemondstration für die Ausrottung des Menschengeschlechtes Schiffbruch erlitten. Es wehte das Gerücht durch das Haus, dass Misses Jones einst als Krankenschwester Dienst am Nächsten geleistet habe.

Tony hielt das für völlig unmöglich, bis er sich eines Sonntags einen Knöchel verstaucht hatte und den Notdienst eines nahe gelegenen Hospitals aufsuchen musste. Dort hatte er sich einem Wesen in Schwestertracht gegenübergesehen, das ihn dann allerdings höchst unangenehm an Misses Jones erinnerte und im Übrigen die Feinfühligkeit eines Kopfschlächters bewies. Am Ende einer höchst schmerzhaften Behandlung, über die am nächsten Tag sein Hausarzt wenig lobende Dinge sagte, entschuldigte sich Tony nicht nur, weil er durch seine Ungeschicklichkeit den sonntäglichen Frieden der Ambulanz gestört hatte, sondern empfand tiefste Scham bei dem Gedanken, dass er überhaupt einen Fuß sein eigen nannte, den er zum Zwecke der Verstauchung nutzen konnte, ja, ihn überkamen bohrende Zweifel an

seiner Berechtigung, überhaupt auf dieser Welt zu sein.

So kam es, dass Tony, sobald er auch nur andeutungsweise seine Hausgenossin witterte, den Rückzug antrat, indem er sich selbst und der Umwelt mehr oder weniger geschickt vorspielte, er habe seinen Herd angelassen oder müsse noch einen Schlüssel holen.

Heute warf er sich den abschätzigen Blicken der Nachbarin entgegen, die ihn abtasteten wie die Grapschfinger eines Zollbeamten bei einer Leibesvisitation, grüßte laut und freundlich und war wie vom Blitz getroffen, als er tatsächlich eine Antwort aus ihrem Munde erhielt. Natürlich war es kein Gegengruß. Sie hob den triefenden Feudel und brachte ihn wie eine Lanze in Anschlag, um damit auf Tonys lädierten Mikrowellenherd zu deuten. »Was soll das denn sein?«, krächzte sie.

Tony stieg vorsichtig über den Eimer und manövrierte an diversen Wasserpfüßen vorbei. »Das ist ein Kunstwerk«, erklärte er ernsthaft mit der krächzenden Stimme, die ihm noch zur Verfügung stand. »Es ist ein Werk des dynamischen Aktionismus und ich nenne es *Die Stille nach dem Anruf*. Ich werde es gleich für einen fünfstelligen Betrag an eine Galerie in Soho verkaufen. Einen schönen Tag, Misses Jones.«

»So, so«. Misses Jones Stimme triefte vor Missfallen. »Sie produzieren also in Ihrer Wohnung etwas, das Sie Kunst nennen.« Ihre Stimme schraubte sich mit zunehmender Lautstärke in die Nähe jener Tonlage, die für Weingläser und Sektschalen lebensbedrohlich sein kann. »Wenn Sie in Ihrer Kunst herstellen, dann ist Ihre Wohnung eine Werkstatt. Und das ist verboten. Denn die Herstellung von Kunst in einer Werkstatt ist in diesem Haus nicht gestattet. Dies ist ein Wohnhaus. Ich werde die Hausverwaltung benachrichtigen!«

Tony war inzwischen in die rettende Nähe der Haustür gelangt. Beim Klang der Stimme verspürte er eine nicht zu unterdrückende Erektion des rechten Mittelfingers und er war nicht in der Stimmung, derart gesunde Regungen zu bekämpfen. So be-

trat Tony Tanner die Straße, während seine rechte Hand ein verborgenes, aber dennoch eindeutiges Zeichen des Protestes abgab.

In der Mülltonne fand sich noch ein Platz für sein Kunstwerk. Sein nächster Weg führte Tony in eine Apotheke. Er verlangte krächzend nach dem stärksten Medikament für überstrapazierte Stimmbänder. »Fußball«, erklärte er auf den fragenden Blick des Apothekers.

Ein Mann im blauen Overall mit dem Namenszug einer Sanitärfirma, der neben Tony stand, nickte verständnisvoll. »Arsenal spielt aber auch einen Schrott zusammen in der letzten Zeit. Aber es wird bestimmt auch wieder besser.«

»Wollen's hoffen«, krächzte Tony. »Im Interesse meiner Schreierorgane.«

Ein herzhafter Schlag auf die Schulter warf Tony fast um, obwohl er als Aufmunterung gedacht war. »Und immer dran denken, Kumpel: You never walk alone.«

DAS habe ich in den letzten Tagen in der Tat zu spüren bekommen, dachte Tony und dankte mit einem matten Winken für die wohlgemeinte Lebenshilfe.

Sein Weg führte ihn zu einem der renommiertesten Labors der britischen Chemieindustrie, wo er seinen alten Klassenkameraden Blofield in Amt und Würden wusste. Dort gab er den Zettel mit der Formel in einem Umschlag mit der Aufschrift »Benjamin Blofield, top urgent« ab. Dann trottete er los, um einen Taxistand zu finden.

Als er schließlich vor Dorkas' Laden stand, konnte er sich einem verbrecherischen Impuls nicht entziehen. Er öffnete leicht die Tür, schob die Hand durch den Spalt, hielt die Glocke fest, die den Eintritt eines Kunden meldete, und schlüpfte fast lautlos in den Raum.

Aus einem Nebenraum klang das Kratzen eines Füllfederhal-

ters.

Tony hob den Kasten beidhändig über die Theke, suchte kurz nach der richtigen Höhe und dann ließ er sein Mitbringsel fallen.

Der Kasten krachte auf die Theke. Eine Staubwolke wirbelte auf.

Das Kratzen endete mit einem erschreckten Haken, ein Stuhl polterte um, dann erschien das dickliche Gesicht von Dorkas in der Tür. Seine angespannten Züge lichteten sich, als er Tony erkannte. »Welche Freude und welches Vergnügen,« strahlte er.

»Welche unerwartete Freude und welches unverdiente Vergnügen. Dieses mit den besten Grüßen von Prabanadrath Devasatri aus Bombay.«

Dorkas fasste den Holzkasten mit den Fingerspitzen, drehte ihn und deutete dann auf Tony. »Öffnen Sie ihn«, forderte er dann.

»Ich denke gar nicht daran. Das ist für Sie. Und außerdem stand auf dem Deckel noch so ein Spruch.«

»Sehr richtig.« Dorkas nickte wohlgefällig wie in Pfarrer, dem ein Konfirmand gerade die Zehn Gebote fehlerfrei aufgesagt hatte. »Der rechte Ort.« Dorkas Hand deutete auf den unordentlichen Laden, in dem sie standen. »Die rechte Zeit.« Er deutete auf die Uhr an seinem Arm. »Der rechten Hand.« Und nun deutete Dorkas auf Tony.

Der zögerte und hob schließlich den Deckel auf.

Der Kasten war mit roter Seide ausgeschlagen. Auf dieser Seide lag ein Gegenstand, den Tony sofort erkannte, obwohl er ihn noch nie im Leben gesehen hatte. Auf den ersten Blick sah es aus wie ein großer Knoten aus Leder. Auf den zweiten Blick erkannte man die feine Struktur von Schlangenhaut und die Kunstfertigkeit, mit der das Leder zu einem Knoten zusammengefügt worden war. Vor Tony lag die Peitsche des nKum mPhosa, jene Waffe, die an der Scheide jenes tibetischen Dolches fehlte, den er in der Sammlung Matankas gesehen hatte. Der Anblick jagte ihm einen Schauer über den Rücken.

»Für Sie«, sagte Dorkas.

Tony war derart überrascht, dass Dorkas, nachdem er eine Weile gewartet hatte, seine Aussage wiederholte.

»Das ist für Sie.«

Tony verschluckte sich fast an den Hustenpastillen, mit denen er sich den Mund vollgestopft hatte wie ein gieriges Backenhörnchen, schaffte sich Raum für die Zunge und legte los: »Machen Sie sich aus dem Ding ein Zäpfchen und stecken Sie es sich hin, wohin Sie wollen. Aber erwarten Sie nicht, dass ich dieses Gerät in die Hand nehme, und erwarten Sie weiterhin nicht, dass ich noch einmal meinen Fuß in ihr exquisites Ladenlokal setze.«

Er war schon auf dem Weg zur Tür, als ihn die sanfte Stimme von Dorkas stoppte. »Könnte es sein, Herr Tanner, dass Sie zuweilen zu einer gewissen Dämlichkeit neigen?«

Tony lallte, weil er wieder Hustenpastillen in die Backetaschen schieben musste, nahm aber unterdessen vor der Ladentheke Aufstellung und wirkte ähnlich eindrucksvoll wie ein Wrestler in seiner Ringecke. *Merchand banker*, dachte er, *Merchand banker!* Das war ein Cockney-Wort, das »wanker« bedeutete, etwas ganz schön Schmutziges also.

»Dämlich? In der Tat. Denn sonst wäre ich bei Ihrem Anblick schreiend weggelaufen, hätte weder Ihren Kramladen noch überhaupt dieses Stadtviertel jemals betreten und sicherlich keinerlei Expertentipps über Antiquitätengeschäfte im fernen Bombay angenommen. Und hiermit wünsche ich Ihnen Lebewohl!«

Mit gesenktem Kopf, die Arme auf die Theke gestützt, ließ Dorkas die Rede über sich ergehen. Als Tony schwieg, begann er, mit den Fingern auf das Holz zu trommeln. »Sind Sie fertig?« fragte er.

»Mit Ihnen auf jeden Fall.«

»Oh, darin liegt nichts Verdienstliches. Ich bin sozusagen nebensächlich. Aber die Hauptfrage ist doch wohl, sind DIE mit Ihnen fertig, Herr Tanner? Und in diesem Fall, fürchte ich, lautet die Antwort nein.«

»Wer sind DIE?« krächzte Tony.

Dorkas hob nur die Schultern. »Sehen Sie, Herr Tanner, Sie machen mir Vorwürfe, weil Sie glauben, ich hätte gewisse Ereignisse – sagen wir *angestoßen*. Und wenn ich mir die Spuren in Ihrem Gesicht anschau, dann kann ich die Schlussfolgerung ziehen, dass Sie in Bombay – hmm, in Mitleidenschaft gezogen worden sind. Tatsache ist aber, dass ich und meine – nennen wir sie Kampfgefährten –, nicht in der Lage sind, irgendetwas zu bestimmen. Wir können leider nur reagieren. Und das, was Ihnen zugestoßen ist, wäre Ihnen auch zu-gestoßen, wenn Sie mich nie gesehen hätten. Es wäre Ihnen möglicherweise in anderer Form zugestoßen. Aber Sie können dem nicht entgehen, so oder so. Aber ohne uns hätten Sie vielleicht – oder sagen wir es offen – mit Sicherheit, nicht überlebt, denn Sie hätten niemanden gehabt, der Ihnen hilft.«

»Wer sind DIE?«

Dorkas schnaufte ungeduldig. »Ich weiß es nicht. Wir wissen es nicht. Keiner weiß es. Es ist wie ein physikalisches Experiment: Alle Berechnungen deuten darauf hin, dass da etwas ist, aber noch fehlt die Versuchsanordnung, um dessen Existenz zweifelsfrei zu belegen.«

»Und ich bin ein Teil dieser Versuchsanordnung?«

»Vielleicht. Vielleicht sind Sie auch nur ein Teil der Berechnung.«

»Das ist krank. Bin ich hier bei *Versteckte Kamera* oder ist das eine psychologische Untersuchung irgendeines durchgeknallten Soziologen?«

»Es wäre schön, wenn es so wäre. Aber leider sind wir mit dem Schlimmsten konfrontiert, das es gibt. Der Realität.«

»Und diese Realität heißt, dass möglicherweise kleine außerirdische Männchen mit großen dunklen Insektenaugen versuchen, mir das Fell über die Ohren zu ziehen?«

»Durchaus möglich«, antwortete Dorkas ernsthaft. »Die Außerirdischen haben wir auf unserer Liste. Aber, um der Wahrheit

die Ehre zu geben, wir haben auch walisische Elfen und kontinentaleuropäische Zwerge auf der Verdächtigenliste – bevor Sie jetzt anfangen, zu lachen, das ist kein Witz.«

»Und diesen Zwergen soll ich mit dieser Peitsche eins auf den Buckel geben?«

»Woher wissen Sie denn, dass es eine Peitsche ist? Es sieht doch aus wie ein Schmuckknoten aus Schlangenleder?«

Diesem Einwurf konnte Tony allerdings wenig entgegensetzen. Aber das machte ihn nur noch wütender. »Ich weiß es eben, meine genialische innere Stimme hat gesprochen. Nichtsdestotrotz, vergessen Sie's. Ich mache diese Spielchen nicht mit. Ich habe mir Blasenentzündungen im Dutzend geholt, weil ich bei Nässe und Kälte vor den Flugbasen der Amis gesessen und gegen Atomwaffen demonstriert habe. Und das habe ich, werter Herr, nicht nur deswegen getan, weil so viele Mädels mit Knackärschen unter den Demonstranten waren. Sondern aus Überzeugung. Im Übrigen, soll ich rumlaufen wie Zorro?«

Dorkas entwickelte jetzt einen Eifer wie ein Verkäufer, der einem Kunden einen Anzug der letzten Saison als hochmodisch andrehen will. »Nehmen Sie es als Gürtel oder als Armband oder ...«

»Huh huh«, Tony ließ sein höhnischstes Lachen ertönen. »Und im Verteidigungsfall fummele ich mir das Ding aus dem Gürtel, die Hose rutscht und ich stehe da wie ein Exhibitionist. Klasse Verteidigungsstrategie. Der Gegner ist paralysiert, weil er sich schlapplacht. Wissen Sie was. Machen Sie sich ein Zäpfchen draus und ...«

Die letzten Worte sprach Tony Tanner schon auf der Straße. Hinter ihm bimmelte gedämpft die Ladenglocke. Er rechnete damit, dass Dorkas hinter ihm herlaufen würde und legte sich schon einige weitere Bosheiten zurecht. Um so enttäuschender war, dass Dorkas sich keinen Zentimeter aus seinem antiquarischen Kramladen fortbewegte.

Gut, die Sache war gegessen. Für einen Moment lebte er in der

wundervollen Illusion der Normalität. Er hatte sich von diesem seltsamen Mann getrennt, er hatte den Reden dieses seltsamen Mannes keine Beachtung geschenkt und damit hatte er sich befreit. Tabula rasa. Zurück in den Alltag. Neustart des Programms. Gleich würde er Francine anrufen. Und spätestens morgen früh würde er sich ihren heftigen Versöhnungsversuchen nicht weiter verschließen und alles würde gut werden und er würde mit ihr zusammenleben und sie würden Kinder haben und aufs Land ziehen und sich einen Hund anschaffen und ...

Was war das für ein Auto? Das Motorengeräusch weckte in ihm eine unklare Erinnerung. Und der Fahrer – weißhaarig oder trug er eine Mütze? Tony kniete sich unter dem Vorwand, ein Schuhband knoten zu müssen, hinter einen parkenden Wagen.

Das Motorengeräusch schwoll langsam an, schien neben seinem Versteck eine Weile zu verharren und wurde dann langsam leiser. Mit klopfendem Herzen erhob sich Tony. Vielleicht war er nur Opfer seiner eigenen Fantasie geworden. Vielleicht war er von der Wirklichkeit eingeholt worden. Er fühlte sich seltsam schwerelos, als er seinen Weg fortsetzte. Er war in einem Schwebzustand, irgendwo gebannt zwischen seinem Alltag, dem normalen Leben, das ihm mehr und mehr entglitt und einer Wirklichkeit, die ihm von seltsamen Männern in verstaubten Antiquitätengeschäften eingeredet wurde.

Ganz von Ferne vernahm er in seinem Inneren das Aufbrüllen einer Panik, die hinter ihm wie eine Brandungswelle in den Himmel wuchs. Tony Tanner überlegte kurz und fasste einen Entschluss. Er hatte keine Wahl mehr, die Richtung wurde ihm vorgegeben. Er führte in kurzes Telefonat und nahm sich dann ein Taxi. Vielleicht würde diese Welle bald über ihm zusammenschlagen und ihm den Verstand rauben. Aber solange er noch klar denken konnte, würde er sich wie ein Wellenreiter von ihr weitertreiben lassen, würde die Energie seiner Angst nutzen und – vielleicht würde er den rettenden Strand doch noch erreichen.

Der Fußboden war mit glänzenden Kunststoffplatten belegt, die Wände schimmerten in sanftem Lindgrün. Der Flur des Institutes machte einen hellen und freundlichen Eindruck und hätte, mit einigen krakeligen Zeichnungen bereichert, auch zu einem Kindergarten gehören können. Aber jeder Atemzug machte Tony deutlich, dass hinter diesen Türen keine fröhlichen Spiele eingeübt wurden. Ein leiser, aber merklicher beißender Geruch lag in der Luft, eine deutliche Erinnerung an den Chemiesaal von Tonys ehemaliger Schule.

Hinten auf dem Gang öffnete sich eine Tür. Ein Mann steckte den Kopf heraus und winkte zu Tony hinüber.

»Ich komme gleich. Ich muss nur eben noch lüften ... « Der Rest des Satzes erstickte in Husten.

Nach einer Weile tauchte der Mann wieder auf. Sein Kittel, der vor langer Zeit einmal weiß gewesen sein musste, war nur noch ein Demonstrationsobjekt für eine Waschmittelreklamesendung, und auch seine Krawatte zeigte Gebrauchsspuren. Sie existierte nur noch zur Hälfte, weil der Rest samt darunterliegendem Hemd weggeätzt worden war.

Tony musste lächeln, als der Mann plattfüßig auf ihn zulatschte und aufgeregt einen Zettel schwenkte. Es war immer wieder unheimlich, wie wenig sich manche Menschen veränderten.

Benjamin Blofield war sich gleich geblieben, seit sie zusammen die Schulbank gedrückt hatten. Seine Figur hatte inzwischen zwar etwas Birnenförmiges an sich, und die Haare hatten sich zugunsten der Stirn zurückgezogen. Aber die Reste waren ungekämmt wie ehemals, und die dicke Hornbrille saß immer noch schief. Blofield war das Chemiegenie der Schule gewesen.

Vielleicht ist Genie das falsche Wort, er war eher derjenige Schüler, der sich am meisten für Chemie interessierte. Das brachte ihm bald den Namen »Ben the Bang«, denn den mehr oder minder erfolgreichen Abschluss eines Experimentes konnte die

Umgebung in den meisten Fällen durch akustische Signale von der Lautstärke einer Bombenexplosion erkennen. Ben the Bang war ein Außenseiter und in dieser Hinsicht ein Seelenverwandter von Tony Tanner.

So kam es, dass die beiden ansonsten sehr verschiedenen Schüler eine Art von Symbiose eingingen, deren eindrucksvollstes Ergebnis noch heute in den Annalen der Schule verzeichnet ist. Es handelte sich um die Herstellung eines ganz passablen Sprengstoffes aus einem Pflanzendünger. Während Benjamin Blofield mit dem Erfolg an sich zufrieden gewesen wäre, hatte Tony ihn zu einem Beweis des praktischen Nutzens seiner Erfindung angestachelt. Der wurde dann in schönster Weise erbracht, als die Müllcontainer der Lehranstalt, von verschwörerischer Hand auf das Rugbyfeld gerollt, explodierten und ihren Inhalt vulkanartig auf die Schlammfläche verteilten, auf der bald das Seelen erhebende Spektakel eines der männlichsten Spiele, das die starke Nation der Briten sich und der Welt zum Geschenk machte, stattfinden sollte. Es bedarf keiner gesonderten Erwähnung, dass ein Schüler, dessen Namen nie ans Licht gebracht werden konnte, den nachfolgenden Spielausfall als großen Vorteil empfand.

Die Untersuchungen, in denen sich sowohl Tanner als auch Blofield als begabte Lügner entpuppten, verliefen im Sande, zumal auch der Schulleitung der Vorfall derart peinlich war, dass er schnellstmöglich unter den Teppich gekehrt werden sollte.

Das Bewusstsein ihres gemeinsamen Verbrechens schweißte Tony Tanner und Benjamin Blofield einerseits enger zusammen. Andererseits war der Kumpel eine stets lebendige Erinnerung an die schändliche Tat, und man begann, sich aus dem Weg zu gehen. Schließlich verloren sie sich aus den Augen und das Letzte, was Tony vor Jahren von Blofield gehört hatte, war dessen Mitarbeit an diesem chemischen Institut. Er war der festen Überzeugung, dass Blofield seinen Arbeitsplatz bald in einen rauchenden Krater verwandeln würde, aber als er sich am Vormittag telefo-

nisch gemeldet hatte, verband ihn eine Sekretärin mit dem »wissenschaftlichen Direktor Benjamin Blofield«.

»Hallo Tony, lang ist's her, hast dich aber prachtvoll gehalten.« Blofields ausgestreckte Hand wurde ruckartig wieder zurückgezogen, und ihr Besitzer versuchte, eine klebrige Schicht aus der Handfläche abzupulen. Das gelang nur teilweise, weil der Zettel, der an der anderen Hand festklebte, die Aktion behinderte.

Schließlich griff Tony zu und zog Blofield den Zettel aus der Hand.

»Ja also, der Zettel, richtig – mmm, ich habe leider nicht viel Zeit, ich muss den Reinigungsdienst und den Anstreicher benachrichtigen. Aber jedenfalls ist diese Formel ein richtig dicker Hund.«

Blofield vergaß seine Eile und setzte sich auf die Bank, auf der Tony gewartet hatte. Nach einigen Versuchen gelang es ihm, den Zettel auseinanderzufalten.

»Ein Gas, richtig?« fragte Tony.

»Stimmt genau.«

»Ein Giftgas?«

»Öhh nöö, kein Giftgas im militärischen Sinne. Ein giftiges Gas auf jeden Fall, aber nicht militärisch anwendbar. Um das herzustellen, braucht es einen Aufwand, der für ein Dutzend Atombomben reichen würde.« Blofield tippte mit dem Zeigefinger auf die verschiedenen Teile der Formel, während Tony sich um einen verständnisvollen Gesichtsausdruck bemühte.

»Also, grundsätzlich – grundsätzlich ist die Formel unvollständig. Leider. Die ist nämlich Gold wert. Ja, also ein Gas, teure Ausgangsstoffe, schwer herzustellen, enormer Energieaufwand, große Mengen an gefährlichen Abfallprodukten. Eine absolut exotische Substanz. Wirtschaftlich völlig unbrauchbar. Dabei von höchstem wissenschaftlichem Wert. Ich habe nämlich noch nie davon gehört, dass es überhaupt gelungen ist, einige der Bestandteile zusammenzubringen, ohne dass die miteinander reagieren. Siehst du, dass hier ist der geniale Trick, dieses dreier-

tige Oxid verhindert die Reaktion, ohne selbst eine Änderung herbeizuführen. Aber auf so was muss man kommen. Ja, ich würde mir diese köstliche Formel gerne noch einige Wochen in aller Ruhe reinziehen, da steckt Könnerschaft drin. Ähm, hast du sie zusammengestellt? Oder hast du wirtschaftliche Interessen daran?«

»Nein, was ist mit dem Faktor Druck?«

»Druck? Na ja, du brauchst schon enorme Drücke um dieses Gas herzustellen. Aber zu viel darf es auch wieder nicht sein, denn dann müsstest du kühlen wie ein Eismann, denn sonst gibt es eine Reaktion und dann – puuuuaah.« Blofield erhob sich und wedelte mit den Armen in Richtung Decke. Seiner Pantomime einer riesigen Explosion merkte man die persönliche Erfahrung deutlich an.

»Tja«, auch Tony erhob sich wieder. Er war enttäuscht, obwohl er wenig Hoffnung gehabt hatte, mithilfe der Formel etwas ... aber was sollte das gewesen sein ... in Erfahrung zu bringen. »Ich schenke dir die Formel, mach was draus«, sagte er, als Blofield ihm den klebrigen Zettel in die Hand drücken wollte.

Er war den Gang schon halb heruntergegangen, als Blofield hinter ihm herrief. »Noch etwas, Tony. Teile dieses Gases erinnern mich an das, was man *Ursuppe* getauft hat. Die Atmosphäre der Erde zu der Zeit, als sich die ersten Aminosäuren bildeten. Und besuch mich doch mal. Ich habe einen ausgezeichneten selbst gemachten Erbsenwein, den können wir dann trinken.«

Tonys Antwort fiel höflich, aber mit einem merklichen Mangel an Enthusiasmus aus. Er suchte sich eine Telefonzelle, rief an und fuhr mit einem Taxi zum Nationalmuseum.

Im Nationalmuseum absolvierte Tony eine Odyssee durch lange Flure und über Treppenaufgänge, bis er schließlich, direkt unter dem Dach, an die richtige Tür klopfen konnte.

»Herr von Puttkammer ist gerade nicht da«, sagte die Sekretärin. »Aber Sie können so lange in seinem Büro warten. Ein Herr Heathercroft hat das Treffen ja schon arrangiert.« Die Sekretärin

lächelte ihn an und Tony verfluchte die Museumsleitung, die die wertvollsten Ausstellungstücke in Vorzimmer unter dem Dach verbannte. Diese kleine Blondine hätte die Auflage jedes Herrenmagazins vervierfacht, selbst wenn sie im Astronautenanzug auf dem Titelbild erschienen wäre. Aber diese Schonung seines Hormonspiegels wurde Tony Tanner nicht zuteil. Sie stand mit hochhackigen Stiefeletten, eng sitzender Jeans und einem Pull-over, unter dem sich ihre Brüste mit der Aggressivität zweier gezogener Colts eines Revolverhelden abzeichneten, vor ihm. Sie hatte helle blaue Augen, eine niedliche Stupsnase und einen großen Mund, der wie eine süße, frisch aufgeschnittene einladende Frucht, ausgebreitet auf der Seide ihrer Haut, wirkte.

Tony fixierte eine Fliege an der gegenüberliegenden Wand und bemühte sich, an Hundedreck, Autounfälle und Beinamputationen zu denken. »Ich möchte Ihnen auf gar keinen Fall Umstände machen«, brachte er heraus, wobei seine Stimme wieder in ein ärgerliches, weil unattraktives, Krächzen umschlug. »Ich kann gerne an einem anderen Termin wiederkommen ...«

»Nein, nein, der Professor wird bald hier sein.« Sie schwebte zu einer Tür, öffnete und lud Tony mit einer Handbewegung zum Eintritt.

Von Puttkammers Büro war klein und mit einem Schreibtisch, zwei Stühlen, einem Schrank und einem Bücherregal spartanisch eingerichtet.

Tony schaute aus dem Fenster. Außer der Dachschräge und einigen schläfrigen Tauben auf der Regenrinne war nichts zu sehen, was ihm die Wartezeit verkürzt hätte. Aus dem Vorzimmer erklang das Hämmern einer Schreibmaschine, dann wurde telefoniert.

Ein Buch auf dem Schreibtisch erregte seine Aufmerksamkeit. »Autorenverzeichnis / Altertumskunde« stand auf dem Einband. Tony nahm das Buch zur Hand, blätterte und suchte schließlich das Stichwort »von Puttkammer«. »von Puttkammer,

Jesus Wilhelm Ludwig«, las er und dahinter die Eintragungen »Theorien zur 1. Zwischenzeit«, »Einige Anmerkungen zu einem Pharaon der 7. Dynastie« und »Ausgrabungsberichte 1977 – 1996«. Und Leute, die solche Bücher schrieben, hatten solche Sekretärinnen! Angesichts der Ungerechtigkeit dieser Welt ließ Tony missgelaunt den Daumen über die Seiten gleiten. Dann stockte er, schlug zurück und fand nach kurzer Suche den Namen, der ihm aufgefallen war. »Dorkas, Sir Edmond: Beitrag zur Festschrift für Alwin Bates-Hennopy; Zur Entwicklung der assyrischen Rechtsformeln; Zur Rechtfertigung des Krieges in den Tafeln Assurnarsipals II.; Kampf, Jagd und Elitetheorie im Alten Assyrien; mit Weis, Fritz: Die Geschichte hinter der Geschichte – Priesterschulen, Kriegerbünde und hermetische Zirkel im AO.«

Der Name Fritz Weis hatte in dem Buch keine Eintragung. Bates-Hennopy war dagegen ertragreicher, obwohl Tony aus den Titeln nicht schlau wurde: »Arkanum Magnum sive Opus Hermeticum; Die Symbolik afrikanischer Geheimgesellschaften und ihre Beziehung zum Vorderen Orient; Wanderbewegungen symbolischer Inhalte; Vermutungen zur Wirkungsgeschichte von Gehei ...«

Ein Schrei aus dem Vorzimmer schreckte Tony auf. Er riss die Tür auf. Die Sekretärin wälzte sich auf dem Boden, schrie und zog sich die langen Fingernägel durch das Gesicht, auf dem schon blutenden Striemen glänzten.

Der Anblick eines solchen hysterischen Anfalls machte Tony völlig hilflos. Seine Beruhigungsversuche kamen ihm selbst lächerlich vor, nutzlos waren sie allemal, denn die Sekretärin wälzte sich weiter auf dem Boden, schrie weiter und zerkratzte sich, wie von einem bösen Dämon besessen, weiterhin das Gesicht. Tony kniete neben ihr, versuchte ihre Arme festzuhalten, um ihre Selbstverstümmelung zu verhindern und hatte plötzlich selbst die Fingernägel im Gesicht. In einer Mischung aus Schrecken und Empörung packte er fester zu, die Frau zog, und er lag halb auf ihr, als die Flurtür aufflog und zwei Männer in den Uni-

formen des Wachdienstes hereinstürzten. »Helfen Sie mir«, schrie die Frau und wurde von einem Weinkrampf geschüttelt, »er hat versucht, mich zu vergewaltigen!«

Bevor er überhaupt wusste, was geschah, wurde Tony am Kragen von der Frau heruntergerissen und in einen schmerzhaften Polizeigriff genommen. Die Sekretärin zeigte keinerlei Anzeichen von Hysterie mehr, sondern bot nur noch ein Bild hilfloser Verzweiflung, als sie sich einem der Wachmänner schluchzend an die Schulter warf.

»Lassen Sie mich los, was soll das?« Tony protestierte krächzend und stieß gleich darauf einen lauten Schmerzensschrei aus, denn der Wachmann hatte den Griff nur noch fester gemacht.

»Dir werd ich zeigen, was das soll, du Schwein«, brüllte er in Tonys Ohr.

Tonys rechter Fuß landete einen Treffer in die Kniekehle der Sekretärin.

Die brach mit einem kreischenden Aufschrei zusammen und riss ihren Beschützer halb mit sich.

Für eine Sekunde wurde der Griff um Tonys Arm lockerer, ausreichend, um ihm eine halbe Drehung zu ermöglichen. Sein Knie rammte in den Schritt des Wachmannes.

Als der stöhnend vornüber klappte, warf ihn Tony mit einem kräftigen Stoß in von Puttkammers Büro. Dann riss Tony das Telefonkabel aus der Wand, schmetterte dem anderen Wachmann, der immer noch von der Blondine umklammert halb auf dem Boden lag, das Telefonbuch der City of London über den Schädel, versperrte die Vorzimmertür von außen und rannte. Er dachte nicht nach, sondern wollte nur fort; er warf sich vorwärts in die Flucht, die Bewegung, in das Wegrennen, als läge darin allein schon die Rettung. Dann erst fragte er sich, ob er die richtige Richtung gewählt hatte. Aber für eine Umkehr war es zu spät.

Hinter ihm ließen wütende Faustschläge das Milchglas der Tür scheppern. Er erreichte eine schmale eiserne Wendeltreppe. Die Entscheidung wurde ihm abgenommen, als er die Tür unter den

Schultern der Wachmänner zerbersten hörte. Hastige Schritte polterten über den Gang, Bürotüren wurden aufgerissen, Stimmen erklangen.

Tony hielt sich mit beiden Händen am Treppengeländer fest und sprang mehrere Stufen gleichzeitig hinunter. Seine Schritte hämmerten ein hektisches Stakkato, während er sich mehr stürzend als laufend die Spiralen der Treppe abwärts wand. Wie kam er zu einem Ausgang? Und würde es ihm überhaupt noch nützen oder war es nicht wahrscheinlicher, dass inzwischen schon das Aufsichtspersonal alarmiert war und jeden Ausgang scharf bewachte?

Überall waren jetzt Stimme, Rufe, Befehle zu hören. Eine Alarmglocke schrillte in der Ferne, leise, aber eindringlich und bedrohlich.

Ein Treppenabsatz, ein schmaler Gang, an seinem Ende ein Fenster. Tony hielt an. Was war das? Da hinten am Fenster? Eine Leiter. Und eine Leiter bedeutete ein Gerüst. Und ein

Gerüst war seine Chance.

Es war tatsächlich ein Gerüst, auf dem ein Bottich mit Mörtel stand. Aber das Fenster hatte keinen Griff. Da, wo der Griff zum Öffnen sein sollte, der rettende Griff, der Griff, den Tony brauchte, waren nur leere Schraubenlöcher und ein Umriss aus rohem Holz, von weißer Farbe umgeben. Es war mehr die Wut über die verfluchten Zufälle in dieser widerwärtigen Welt als der Vorsatz, seine Flucht weiterzuführen, die Tony in diesem Moment antrieb. Noch niemals in seine Leben hatte Tony Tanner eine Glasscheibe zerbrochen. Und so war der Ellbogenstoß, der einen Regen von Scherben über das Gerüst niedergehen ließ, ein weiterer Abschied unter den vielen, die er in diesen Tagen nehmen musste.

Hektisch schlug er die größten Splitter, die wie Reißzähne in dem Rahmen steckten, weg. Seine Jacke zerfetzte, ein Schnitt in den Ellenbogen ließ ihn aufschreien. Aber jetzt war die Öffnung groß genug. Er zwängte sich hindurch, machte einige unsichere

Schritte auf dem schwankenden Gerüstbrett und war bei der Leiter. Über ihm flog ein Fenster auf, jemand beugte sich hinaus, verschwand wieder, und dann hörte Tony erregte Stimmen. Er hastete die Leiter hinab, kam ins Stolpern, seine Hände packten das rissige Holz der Holme und brachten ihn wieder ins Gleichgewicht, Splitter bohrten sich in seine Handflächen. Er war in einem Lichthof.

Der Kleinlaster einer Baufirma stand verlassen neben dem Gerüst. Ein Torbogen bedeutete den Weg nach draußen, aber als er keuchend unter dem hallenden Gewölbe stand, versperrte ein eisernes Doppeltor den Weg.

Überklettern? Unmöglich. Die eisernen Spitzen waren mehr als bloße Verzierung. Für einen Augenblick hatte er nur den Wunsch, sich vor das Tor zu setzen und einfach zu warten, bis sie ihn endlich packen würden. Dann schüttelte er dieses Gefühl ab und rannte zurück in den Hof.

Noch war kein Mensch zu sehen. Aber der Wagen war da. Und der Wagen war offen. Der Zündschlüssel steckte.

Tony verfluchte sein mangelndes Interesse am Autofahren, als er den Anlasser aufheulen ließ. Der Motor spuckte, sprang an und brüllte unter den Tritten von Tonys Gasfuß auf. Der Rückwärtsgang! Wo war der gottver... Rückwärtsgang? Auf dem Aschenbecher mitten im Armaturenbrett war ein Schaltschema abgebildet, aber Tony schaffte es nicht, den Gang einzulegen.

Der Wagen machte einen Sprung vorwärts, rammte eine Gerüststange, worauf das gesamte Gerüst in gefährliche Schwankung geriet. Eisen schepperte gegen Eisen, Schrauben fielen von Brettern herunter und knallten wie Geschosse auf das Hofpflaster. Staub rieselte. Noch ein Versuch, das Motorheulen überdeckte Tonys gleichfalls heulende Flüche, als er versuchte, den störrischen Schalthebel in die richtige Position zu drücken.

Wieder hüpfte der Wagen nach vorne und sprang wie ein wütender Kampfhund gegen eine Gerüststütze. Dann versuchte Tony es mit Anheben des Schaltknaufs. Er ließ die Kupplung

kommen und der Wagen schoss nach hinten, während Tony noch auf das schwankende Gerüst blickte, von dem mehr und mehr Teile herunterprasselten.

Der Außenspiegel kratzte an der Mauerecke, aber Tony schaffte es, den Wagen in die Toreinfahrt zu lenken. Er presste das Gaspedal auf das Bodenblech herunter. Der Motor heulte auf, und dann krachte die Ladefläche des Kleinlasters genau in die Mitte des Tores. Die beiden Flügel wurden zur Seite geschmettert, dahinter lag eine schmale Straße. Zwischen zwei parkenden Autos war eine Lücke, breit genug, so glaubte Tony, wurde aber durch das Geräusch weggeschleuderter Stoßstangen eines Besseren belehrt. Er fegte durch ein Gebüsch und bremste auf einer kleinen Grünfläche, wobei er zwei tiefe Narben in den Rasen pflügte. Dann enträtselte er unter weiteren Flüchen den Mechanismus, der die Tür von innen öffnete.

Zwei junge Männer saßen auf einer Bank, der eine gegen den anderen gelehnt, saugten andächtig an einem Joint und stierten auf den Wagen und den Mann, der heraussprang.

»Äh, ich hab einen voll megageilen Trip«, murmelte der eine, »ich seh hier Typen mit 'm Auto rumbrettern.«

Tony mischte sich unter die Menschen und glaubte sich hier in größerer Sicherheit, bis er die Blicke der Passanten bemerkte. Ein Blick in das spiegelnde Glas einer Schaufensters zeigte ihm, das er wirklich nicht stadtfrein war. Ein aufgerissener Zementsack auf der Ladefläche hatte sein Gesicht überpudert. Durch die weiße Schicht schimmerte die Blutspur, die die Fingernägel der Sekretärin hinterlassen hatten. Seine Jacke war zerrissen und alles andere als gentlemanlike.

In der öffentlichen Toilette einer U-Bahn-Station wusch er sich, so gut es ging. Dann wollte er zu seiner Wohnung, war schon in der Straße, bis ihm klar wurde, dass er jetzt so etwas wie ein gesuchter Verbrecher war. Wohin? Er streifte durch die Stadt, immer auf der Hut vor der Polizei. Schließlich war es dunkel und er stand vor dem Geschäft von Dorkas.

Tony klopfte gegen die Tür, hämmerte schließlich, obwohl ihm klar war, dass er jeden Nachbarn im weiten Umkreis neugierig machen würde. Endlich hörte er über sich Fensterläden quiet-schen.

Dorkas kapierte schneller, als Tony es gehofft hatte. »Ich komme, seien Sie etwas leiser, Sie alarmieren ja cat and cows.«

Gleich darauf wurde eine Kellertür geöffnet, und Dorkas' Kopf erschien in einem Treppenabgang. »Was, um Himmels willen, haben Sie verbrochen,« fragte Dorkas, als er Tony durch einen muffig riechenden Keller und dann hinauf in seine Wohnung führte.

»Ich habe einer Blondine in die Kniekehle getreten.«

»Eine etwas aparte Liebestechnik. Und als Beweis zarter Zuneigung geradezu unbrauchbar.«

Dorkas brauchte einige Minuten, um die Sicherungsketten einzuhaken und alle Schlösser an der Wohnungstür zu verschließen.

Tony saß zusammengesunken in einem Sessel, der zusammen mit seinem Gegenstück, einer Lampe und einem kleinen Tisch das darstellte, was für Dorkas wohl ein Wohnzimmer war. Er erzählte Dorkas die Geschichte seines Besuches und schaute sich gleichzeitig unauffällig um.

Die Wohnung wirkte uneinheitlich, ein Bastard aus einer Bibliothek, einem Flohmarkt und einer Junggesellenbude. Dazu kam ein guter Schuss plüschiger, spießigster Gemütlichkeit, der sich in Häkeldeckchen über den Sessellehnen und einer ebenso exotischen wie scheußlichen Schreibtischlampe ausdrückte, die Tony in einem Nebenraum sehen konnte.

Dorkas saß ihm gegenüber. Er trug eine überdimensionierte Cordhose mit abgewetzten Knien, ein groß kariertes Hemd, darüber eine Hausjacke, wie sie Tony zuletzt am Darsteller des Professor Higgins in »My Fair Lady« bewundert hatte, und genau die Sorte von Filzlatschen, die für Tony den Albtraum an kleinbürgerlichem Feierabend darstellten.

»Nun,« sagte Dorkas, als Tony schließlich schwieg, »dass Sie eine Blondine vergewaltigen wollten, mag ja noch hingenommen werden. Aber dass Sie einen Rasen zerstört haben, macht Sie in England zum Volksfeind Nummer Eins.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihre Art von Humor in diesem Moment richtig zu schätzen weiß, Sir!«

Dorkas erhob sich kichernd. »Grämen Sie sich nicht allzu sehr, das Problem ist mir nicht neu.« Er schlurfte in die Küche und hantierte mit Kesseln und Kannen. »Wir wollen uns an das gute alte Prinzip halten: Keine Rettung der Welt, ohne vorher eine gute Tasse Tee zu trinken. Bevorzugen Sie Earl Grey oder Orange Pecoee? Oder trinken sie lieber einen Grünen?«

»Von Puttkammer ist seit mehreren Wochen nicht mehr in seinem Büro gewesen,« erklärte Dorkas, nachdem er geräuschvoll und unter ständiger Gefahr lebensgefährlicher Verbrühungen einen ausgesprochen schmackhaften Tee zubereitet hatte.

»Woher wissen Sie das so genau?«

»Junger Mann!« Dorkas zog ironisch die Augenbrauen in die Höhe. »Man bekommt solche Informationen aus der Zeitung. Sunday Times, nur um ein Beispiel zu nennen. Aber man muss natürlich auch die kleinen Meldungen lesen und darf nicht beim Sportteil hängen bleiben. Im Übrigen hat von Puttkammer eine Sekretärin, die seine Affinität zu Mumien in schauderhafter Weise belegt. Eine ausgetrocknete Ziege, die sich mit Hilfe von Kosmetik, Mode und Friseur in die unteren Randbereiche der Attraktivität aufschrielt.«

»Die Kleine in seinem Vorzimmer kann das nicht gewesen sein, Mr. Dorkas. Sie sind ja wahrhaftig ein Kenner des weiblichen Geschlechts! Oder schimmert auch hier Ihre Liebe zu Antiquitäten durch?« Tony kicherte innerlich, als er bei Dorkas eine deutliche Veränderung der Hautfarbe zu einem tiefen Rot registrierte. Es gab doch nichts Schöneres, als die Schwächen seiner Mitmenschen zu entdecken. »Was treibt von Puttkammer eigentlich in der Wüste – und was ist er für ein Mensch?«

Dorkas griff die Frage geradezu begierig auf. »Vor allem ist er unbeliebt. Na ja, er ist Deutscher, eine absolute Ursünde auf unserer Seite des Ärmelkanals. Er hat zwar seit langer Zeit einen britischen Pass, spricht aber das *th* immer noch so aus, dass sich jedem Cockney die Zehennägel kräuseln. Aber das ist nur der Hintergrund. Er wäre auch verhasst, wenn er ein veritabler Lord Leckmichdoch mit ellenlangem Stammbaum wäre, denn er benimmt sich in der Ägyptologie so, als würde einer mit dem Flammenwerfer in den Wiener Opernball kommen. »

»Wenn ich Ihre poetische Metapher einmal in meine normale Denkweise umsetze, dann hat er in wichtigen Dingen eine fundamental andere Meinung als die Mehrheit?«

»Richtig, als so ziemlich alle anderen maßgeblichen Wissenschaftler, von einigen Pseudokennern und dilettierenden Spinne- mal abgesehen. Das Problem bei von Puttkammer ist, dass er nicht einfach als Anfänger oder Großmaul weggeputzt werden kann. Er hat profunde Kenntnisse, er hat wichtige, auch anerkannte Veröffentlichungen, und er hat archäologische Erfolge vorzuweisen.«

»Und wo liegt der Streitpunkt?«

Dorkas kratzte sich geräuschvoll den Schädel, wobei ein kleiner Schneefall von Hautschuppen auf seine Schultern herunterrieselte. »Also,« setzte er dann zögernd an, »es geht ganz allgemein um Fragen der Datierung. Um ehrlich zu sein, ist mir die Materie auch nicht vollständig vertraut. Vor allem geht es um die Entwicklung der ägyptischen Kultur, ihre Herkunft und Ähnliches. Von Puttkammer ist – na ja, er sieht viele Dinge anders.«

Dorkas stützte das Kinn in eine Handfläche und blickte versonnen in seinen Tee. Er schwieg, lange und beharrlich, und Tony begann schon zu befürchten, er könnte mit offenen Augen eingeschlafen sein. Schließlich sprach Dorkas weiter, aber jetzt wirkte seine Stimme wie die eines einsamen Mannes, der ein Selbstgespräch führt. »Es ist schon seltsam, da gehen ganze Industrie-

zweige verloren, Fabriken verrotten, es werden Kriege geführt, die Jugend steht arbeitslos auf der Straße und manche Menschen haben nichts anderes zu tun, als sich um die Interpretation des Osirismythos zu streiten und die Frage zu diskutieren, ob Seth schon immer der Bösewicht war und ob Osiris nicht ursprünglich ein Schlaffsack ohne *cojones* war, der erst später mithilfe der Muttergöttin Isis wenigstens ein hölzernes Begattungszäpfchen bekam.«

»Ich verstehe den Zusammenhang nicht so ganz ...«

Plötzlich erwachte Dorkas wieder. »Der Zusammenhang? Kurz gesagt, wenn Seth, der in der ägyptischen Mythologie den Bösewicht par excellence spielt, ursprünglich der strahlende Sieger und Herrscher war, dann könnte man daran eine ganz andere Sicht der ägyptischen Kultur anknüpfen. Verstehen Sie, jeder Mythos spiegelt auch Veränderungen des menschlichen Zusammenlebens wider, der Gesellschaft, wenn Sie so wollen. Machtverhältnisse, die Definition von Oben und Unten, von Gut und Böse, von Himmel und Hölle, das wofür der Mensch lebt. In jedem Lehrbuch über Ägypten lesen wir vom *Ka*, dem überirdischen Gesetz, der Ordnung, die durch die Kultur dargestellt wird. Seth war Herrscher der Wüste, somit Gegner des *Ka*, so eine Art Punker, der in den sandigen Dünen hauste und die üppigen Gärten am Nil plündern wollte. Und das war auch das Ägypten, das die Griechen bewunderten und das ihr Lehrmeister war. Und dann kommt von Puttkammer daher und spricht von einer ursprünglichen Kultur in der Wüste, von einer Spaltung dieser Kultur, die durch den Streit zwischen Seth und Osiris ausgedrückt wird und so weiter und so fort. Langer Rede, kurzer Sinn, von Puttkammer wühlt seit Jahrzehnten im Sand, um archäologische Belege für seine Theorie zu finden.«

»Erfolgreich?«

»Lange Zeit ohne Erfolg, oder zumindest ohne den erhofften Erfolg. Er fand alte Grabstätten, verlassene Tempel und Städte, und ließ seine Funde wutschnaubend anderen Wissenschaftlern

zur weiteren Auswertung, weil sie nicht in sein Weltbild passten. Er ist halt ein unbeugsamer Charakter, starrsinnig, zielstrebig, rücksichtslos gegen sich und andere. Aber in den letzten zwei Jahren arbeitete er mit einem neuartigen Bodenradar. Natürlich in einer Gegend, in der sich sonst kein Altertumsforscher herumtreiben würde, weil da höchstens die verdorrten Überreste verrirrter Karawanen zu finden sind. Aber von Puttkammer hat etwas gefunden, und das buddelt er seit vielen Monaten aus.«

»Ist er allein?«

»Er hat selbstverständlich einheimische Helfer und einen jungen britischen Assistenten. Wie hieß der noch ...? ... Burns, Bruns, Braddock ... ich komme nicht drauf. Jedenfalls ein junger Mann mit beachtlicher Selbstverleugnung. Sonst hätte er es, wie die anderen Assis, nicht lange bei seinem Herrn und Meister ausgehalten. Entweder hat von Puttkammer ihn überzeugt oder dieser Bruce, jetzt hab ich's, Herbert Bruce heißt er, also dieser Bruce ist einer dieser lästigen Universitätsparasiten, die sich wie ein Korkenzieher in den Khyber Pass (Cockney: Arse = Arsch) der Professoren eindrehen, um an diesem eigentlich eher schattigen Plätzchen etwas vom inneren Licht der großen Männer abzukriegen.«

Tony stellte die Frage, die ihm schon seit einiger Zeit auf der Zunge lag. »Was hat dieser von Puttkammer mit Matanka zu tun?«

Dorkas zuckte die Schultern. »Vermutlich nichts, aber wenn dieser Herr Matanka ein Kunstsammler ist, dann ist es für ihn natürlich von größerem Interesse, seine Männer hinter von Puttkammer herzuscheuchen, denn der ist immer gut für eine überraschende Entdeckung an einem unerwarteten Ort. Will sagen, bevor die ägyptische Altertumsverwaltung überhaupt in Gang kommt, kann man einige hübsche Stücke altägyptischer Kunst ohne großes Aufsehen zur Seite schaffen und außer Landes bringen. Machen Sie das einmal bei den größeren Ausgrabungsstätten, wenn Ihnen dabei ein ägyptischer Beamter über die Schulter

schaut.«

»Bakschisch«, warf Tony ein.

»Nicht jeder ägyptische Beamte ist bestechlich. Und wenn Sie ein Relief von zehn mal zehn Metern ablösen und transportieren wollen, geht das nicht ohne Zeit und Aufsehen. Nein, das Stichwort Bakschisch greift in diesem Fall nicht. Mich wundert nur, was dieser Herr Matanka an solchen Werken findet. Aber mich wundert sonst noch einiges.«

»Was, zum Beispiel?«

»Dieses Gas, von dem Sie vorhin erzählten. Es gibt keinen Sinn. Wenn es VX gewesen wäre oder ein anderes Nervengas – vielleicht dient es zur Anreicherung eines radioaktiven Stoffes? Oder für die Härtung eines Materials, aus dem man Werkzeuge herstellt. Oder es gibt ein Medium ab, in dem man bestimmte Reaktionen ablaufen lassen kann. Verdammt.«

Dorkas sprang mit unerwarteter Plötzlichkeit auf und ging im Zimmer auf und ab. Das schlurfende Geräusch seiner Filzpantinen nahm der Bewegung allerdings viel von ihrer Dynamik.

»Da studierst du ein halbes Leben lang und es gibt immer noch Dinge, die du nicht verstehst. Aber soll ich deshalb jetzt ein paar Semester Atomphysik oder Chemie dranhängen?«

»Was für ein herrlicher Tag«, stöhnte Tony. »Wir haben also einen spinnerten Deutschen mit britischem Pass, der etwas gefunden hat, ein Gas, das zu nichts nutzt, aber eine größere Bedeutung zu haben scheint, geklaute Kunst und eine Vergewaltigung, die man mir anhängen will.«

»Sie vergessen den von Ihnen vandalisierten Rasen!« Dorkas hatte sich wieder beruhigt. Er schaute auf die Uhr. »Zeit für die Nachtruhe. Sie bleiben selbstverständlich hier. Ich werde morgen einen Bekannten anrufen. Er ist Rechtsanwalt. Spezialist für aussichtslose Fälle. Der paukt Sie irgendwie wieder raus. Im Notfall plädiert er auf momentane, hormonell bedingte mentale Insuffizienz, das macht er nämlich gerne.«

»Und was heißt das?«

»Mmmh, es heißt, dass Sie sich wie ein normaler Mann benommen haben, nur etwas zu viel. Sexuell bedingte Blödheit. Hähähä, das Phänomen ist täglich auf Standesämtern zu beobachten. Dann kommen Sie mit einer Bewährungsstrafe davon. Sie können hier auf dem Sofa schlafen. Ich lege Ihnen eine neue Zahnbürste ins Badezimmer. Daneben stelle ich eine Creme für Ihr Boat Race (Cockney: Face = Gesicht). Ich hoffe sehr, Sie schnarchen nicht?«

Tony fuhr aus dem Schlaf hoch.

Er hatte auf dem ungewohnten Sofa falsch gelegen. Sein Nacken schmerzte, sein rechter Arm hing steif und wie ein totes Stück Fleisch von der Schulter herab, seine Kleidung war durchgeschwitzt und klebte auf der Haut. Ein schwerer Dunst von Schweiß stieg von ihr auf und ließ Tony schauernd an den Geruch von Panik und Blut denken, der um einen Schlachthof wabern mochte wie rötlicher Dunst.

Aber alles das hatte ihn nicht aus dem Schlaf gerissen. Es war dieser Traum. Aber nein, es war eben nicht dieser Traum. Er selbst war es, oder vielmehr irgendetwas in ihm, das sich mit aller Kraft aus diesem Traum herausgewunden hatte, strampelnd wie ein Tier, das in ein Sumpfloch gestürzt ist. Und nun versuchte Tony Tanner, seinen rasenden Puls zu beruhigen und wieder zu Atem zu kommen.

Eine Uhr tickte lautstark, in einem Nebenzimmer lag Dorkas, atmete hörbar und setzte immer wieder an, um die Stille der Nacht in kleine handliche Scheiben zu zersägen. Das alles wirkte in seiner Banalität unendlich beruhigend.

Aber Tony gehörte nicht mehr dazu. Nicht in diesem Moment jedenfalls, da hinter seinen Augen noch die Bilder des – oder sollte es wirklich heißen »seines« – Traumes lebten und mit dem grausamen Gewicht eines Götzenbildes gegen seinen Schädel drückten. Er betrachtete diese inneren Bilder, ungläubig wie jemand, der gerade Zeuge eines katastrophalen Unfalls geworden

ist und nun, Sekunde für Sekunde, versucht, die Wirklichkeit dieser rauchenden Trümmer auszublenden, sie um Gottes willen nicht an sich heranzulassen, sie nicht wahr werden zu lassen, weil ein Schrei schon würgend in der Kehle steckt wie ein versehentlich verschlucktes stacheliges Insekt.

Vor sich hatte er eine Frau gesehen. Eine nackte Frau – eigentlich war es nur ein nackter Leib, denn ihr Gesicht konnte er nicht erkennen. Sie lag vor ihm, warm und lebendig, dennoch reglos und abwartend, bis auf die Ebbe und Flut ihres Atmens, der die sanfte Wölbung ihres Bauches leise schwellen und sinken ließ. Seine Fingerspitzen strichen über die glatte Rundung ihres Schenkels, registrierten die Weichheit der Haut, spürten die zarten blonden Härchen, glitten über die Hüfte mit ihrer unerwarteten knöchigen Härte unter der Hülle der Haut, retteten sich zurück auf das sanfte Gefälle ihres Bauches, strichen an den ersten dunkleren, festeren Haaren entlang, stiegen hoch und umkreisten ihren ovalen Nabel. Er bemerkte den leisen Schatten, dort, wo sich ihre Haut unter dem Gewicht seiner Finger einwölbte, seine Berührung aufnahm wie eine Schale, die geformt wurde, um klares Wasser aufzufangen und festzuhalten.

Seine Finger verharrten; einen Herzschlag lang genoss er das Spiel zwischen dem Druck seiner Finger und dem Gegendruck ihres atmenden Leibes, empfand eine taumelnde Beglückung auf der unmessbaren Stufenleiter zwischen Zärtlichkeit und Gewalt, Liebe, Lust und Begierde. Aber dieser Moment schmolz oder gefror in einer Kälte, die von irgendwo herein wehte. Jetzt war es, als säße er wie ein Beobachter in seinem Schädel und müsste durch seine Augen starren, ein hilfloser Pilot in der Kanzel eines Flugzeuges, das sich aller Kontrolle entzogen hat.

Seine linke Hand geriet erneut in Bewegung, strich um den Nabel und wanderte tiefer.

Aber nun geriet etwas anderes in sein Blickfeld, und hier glaubte Tony, sich an sein eigenes Stöhnen erinnern zu können, das durch die pelzigen Schichten des Schlafes bis an sein Be-

wusstsein gedrungen war. Dieses Andere, dieses Fremde und Bedrohliche, dieses so Schreckenerregende war sein rechter Arm. Sein eigener Arm, an dessen unterem Ende sich eine Hand befand, seine Hand, an der Finger waren, seine Finger, und diese Finger umklammerten den tibetanischen Dolch.

Tony, sein Ich, sein Ego – oder was mag es gewesen sein? – begann zu zucken, sich winselnd zu winden, schließlich wie ein wild gewordener Affe im Käfig seines eigenen Kopfes zu toben. Sein Arm schwenkte über den nackten Frauenkörper, senkte sich. Die Spitze des Dolches, die allein schon durch ihre metallische Feinheit und Härte schauern ließ, dem Auge des Betrachters ähnlich der Medusa schon beim bloßen Anblick Verletzungen zuzufügen schien, senkte sich. Senkte sich und senkte sich mit der urteilslosen Entschiedenheit eines Stachels, durch den das Mückenweibchen fremdes Blut in sich aufsaugt. Blieb vibrierend über der linken Hand stehen, bis sich diese zurückzog und aus dem Blick verschwand. Tony – oder wer auch immer – war über das Stadium des Widerstandes hinaus. Starr und hilflos ließ er die Bilder in sich eindringen, wie ein halb betäubter Zuschauer in einem Kino, auf dessen Leinwand sein eigener Untergang zur Vorführung kommt.

Die Spitze des Dolches senkte sich, berührte die Haut, verstärkte den Druck, bis ein einzelner Blutstropfen aufsprang, der rot und wunderschön anzusehen über das weiße Schneefeld der Haut glitt – und dann war es noch ein Tropfen und noch einer und schließlich wand sich eine kleine rote Schlange abwärts ...

An diesem Punkt war Tony erwacht. Er packte seinen gefühllosen rechten Arm und hob ihn in eine andere Stellung. Mit vielen kleinen Stichen kehrte das Blut zurück in die Adern.

Er wollte aufstehen, stolperte aber über eine Teppichkante und ließ sich zurück auf das Sofa fallen. Seine Schläfen pochten, er fühlte sich unendlich müde und wagte dennoch nicht, die Augen zu schließen, aus Furcht, die Bilder könnten zurückkehren und

ihn wieder bedrängen.

So schaute er in die fahle Dunkelheit, in das Gemenge aus Nacht und den nie verlöschenden Lichtern einer Großstadt und lauschte den Geräuschen aus der Wohnung, dem Haus und der Straße. Er bejubelte insgeheim jedes vorbeiknatternde Moped und jedes Rauschen in einer Wasserleitung, eigentlich Geräusche, die ihm sonst lästig waren. Aber nun hielt er sie hoch wie einen Passierschein, der ihn zurück in die Normalität führen konnte, fort von seiner Angst, er würde aus der Stille der Nacht heraus die Wölfe des Wahnsinns heulen hören. Ihn fröstelte. Er zog eine Decke um die Schultern und saß dann lange im Dämmer. Ein Mann kann alles verlieren, sein Haus, sein Gut, selbst seine Heimat und dennoch gelassen leben, weil er in seinem Inneren einen festen Halt findet. Aber was hat ein Mann, in dessen eigenem Inneren ihm nur die Fratzen des Wahnsinns angrinsen? Was hat dieser Mann außer einer Decke, die seinen schweißnassen Körper wärmt, und die wenigen Momente, in denen sich die grauenhaften Bilder nicht vor seine offenen Augen drängen.

Schließlich schlief Tony Tanner wieder ein, aber vielleicht war es auch nur eine lange Ohnmacht der Erschöpfung.

Die Stimme von Dorkas drang in Tonys Halbschlaf des Erwachens. Dorkas hatte sein Telefon in einem engen schallenden Flur aufgestellt, zudem drückte er sein Misstrauen gegen moderne Kommunikationstechniken durch eine Lautstärke aus, die seinen Gesprächspartner vermutlich auch ohne das Hilfsmittel des Telefons erreicht hätte.

» ... die Sache mit den Uniformen ist gut. Ich werde mich umhören. Da gibt es sicherlich einiges, das man denen anhängen kann. – Und mit der anderen Sache. Nein ... ich habe keine Möglichkeit, an einen Autopsiebericht heranzukommen. Aber ich zweifele auch, ob der von Interesse wäre ... Natürlich sind die zurückhaltend, das ist doch eine Sache, von der jeder Boulevardjournalist träumt – nein, nicht mal ein Foto, aber der Bericht

stammt aus erster Hand und sollte authentisch sein ...!«

Sir Edmond Dorkas beendete sein Gespräch und ging zu Tony.

Der stellte sich auf seinem Sofa schlafend – eine kindische Reaktion, wie er sich selbst eingestand, aber er hatte keine Lust auf Dorkas, keine Lust auf den Tag. Er wollte nur noch schlafen und träumen – doch bei diesem Stichwort riss Tony Tanner die Augen auf. Die Erinnerung an den Traum dieser Nacht überfiel ihn. Geblendet von der Helligkeit des Vormittages schloss er die Lider gleich wieder, aber nicht schnell genug, um den Anblick von Dorkas, der sich mit dem Gesichtsausdruck einer selbstsicheren Katze zu ihm herunterbeugte, zu vermeiden.

»Wenn Sie ein Gebrauchtwagen wären«, klang es in Tonys Ohren, »würde ich Sie nicht kaufen. Schlechte Nacht gehabt?«

Tony nickte.

»Naja,« fuhr Dorkas aufgeräumt fort, »wollen mal sehen, ob ein Frühstück Ihrem Äußeren zu mehr Glanz verhelfen kann. Eigentlich ist es kein Frühstück, eher Mittagessen. Sie haben vielleicht nicht gut geschlafen, aber jedenfalls lange.«

Der Küchentisch legte Zeugnis für Dorkas' barbarischen Lebenswandel ab. Tony registrierte eine geleerte Dose Sardellen, die Zellophanverpackung eines Kuchens aus einem Supermarktregal, eine Schachtel mit Trockenpflaumen und eine riesige Tasse mit Kakaoresten.

»Ich glaube, ich kann nichts essen«, behauptete Tony aus einem gesunden Überlebenswillen heraus.

»Auf die Gefahr hin, wie meine Mutter zu klingen, aber ein Tag ohne Frühstück ist wie ein zweibeiniges Pferd – und das fällt garantiert auf die Schnauze.«

Auf dem kleinen Küchentisch stapelten sich, sorgsam getrennt von den Krümeln und Sardellensoßenkleckern, einige schmale Zeitschriften. Während Dorkas Tee eingoss und aus einer Abstellkammer einen zweiten Stuhl herbeischaffte – anscheinend war seine Wohnung wirklich nur für eine einzelne Person eingerichtet – versuchte Tony, die Titel der Zeitschriften zu erkennen.

Trotz eines lautstark knackenden Nackens misslang ihm das.

Schlimmer noch, Dorkas bemerkte sein Interesse und schnappte sich sofort die oberste Zeitschrift. Er hielt Tony die Titelseite hin. »The Welsch Wiccan Way« lautete der Titel des Heftes. Die Titelzeile war in verschnörkelten Buchstaben geschrieben und mit Motiven verziert, die eindeutig keltische Kunst nachahmten. Darunter war eine Frau gezeichnet, ein Mittelding zwischen Waldfee und Domina in engem Mieder, wallendem Rock und mit Kelch und Dolch in den erhobenen Händen. Alles das machte den Eindruck einer liebevollen, nicht ungeschickten, aber wenig professionellen und zeitgemäßen Gestaltung. Ein Computer jedenfalls war bei diesem Titel nicht eingesetzt worden.

Tonys fragender Blick erübrigte jedes Wort.

»Hübsch, nicht wahr?«, sagte Dorkas. »Das ist das Mitteilungsblatt eines – mmmmh, nennen wir es Hexenzirkels aus dem sangesfreudigen Wales. *Wicca* ist das angelsächsische Wort für das, was man später Hexe nannte. In den Kreisen dieser sogenannten Neu-Heiden eine gängige Selbstbezeichnung. Solche Mitteilungsblättchen bekommt man übrigens in vielen esoterischen Buchläden. Natürlich treiben sich die *Wicca*-Anhänger inzwischen auch im Internet herum, aber die Form der Mitteilung über solche Hefte, die meistens zu keltischen Festen erscheinen, ist immer noch beliebt.«

»Und was findet der eifrige Leser in diesen Heften?«

»Oh, einen Kessel Bunt es sozusagen – Neuheidentum mit einem großen Schuss Ökologie, Psychologie, Betrachtungen über die *Alte Religion*, wie es genannt wird, natürlich kommt man an Feminismus und Matriarchatsforschung nicht vorbei, diese Damen haben inzwischen unsere gute alte *History* zur *Herstory* umgepolt. Dann gibt es noch viele Briefe und Beiträge von Neuheidern, die ihre persönlichen Erlebnisse und religiösen Visionen schildern – teilweise geradezu peinlich kindisch, teilweise aber auch mit beeindruckendem Ernst.«

»Ich halte das alles für eine Spielerei frustrierter Ex-Kirchgän-

ger.«

Dorkas wiegte den Kopf bedächtig hin und her. »Das war früher auch meine Meinung«, gestand er dann. »Ich dachte, dass sich hier frustrierte Ex-Hippies ihr esoterisches Kuscheleckchen geschaffen haben. Und zum Teil trifft das auch zu. Aber eben nur zum Teil.« Dorkas schlug eine Seite auf, die mit einem abgerissenen Kalenderblatt markiert war. Dann stellte er einen Fuß auf den Küchenstuhl und warf sich in die Positur eines Schauspielers, der einen klassischen Text zum Besten gibt.

»Zwölf prasselnde Feuer umgrenzen den Ort. Zwölf Männer stehen im Rund. Auf ihren Schultern ruhen die Masken des Widder, des Stieres und der anderen Himmelszeichen.

Schatten und Feuerschein umspielen ihre nackten Körper. Rot wie Blut leuchtet ihre bemalte Haut. Aus dem Dunkel der Nacht erscheint die große Priesterin, begleitet von ihren zwölf Fackelträgerinnen. Weiß schimmert das Gewand der Priesterin, mit Gold bepudert glänzen die nackten Leiber ihrer Dienerinnen. Die Priesterin nimmt Platz am Altar und spricht das Gebet zu der Großen Göttin, dann spricht sie die Worte *Wir wollen den Acker pflügen für des Jahres Fruchtbarkeit* und öffnet ihr Gewand. Sie liegt auf dem Altar, und das erste Zeichen des Jahres nähert sich ihr. Es küsst ihre Brüste und verehrt ihre Scham um dann ...«

»Schluss«, schrie Tony. »Das ist ja widerlich.«

»Tatsächlich? Ich dachte, Sie hätten einen Sinn für derartige Unterleibsprosa,« konterte Dorkas trocken.

»Es ist abstoßend, ein wüstes Mittelding aus Selbsterfahrungsgruppe, Sexualtherapie, neu-modischem Bühnenstück und Barbarenritual.«

»Sie haben die feuchten Träume pubertierender Primaner vergessen. Aber ansonsten ist Ihre Analyse sehr stimmig.«

»Um meine Resistenz gegenüber schlechtem Geschmack zu testen, haben Sie mir diesen Schmodder vermutlich nicht vorge-tragen?«

Dorkas warf das Heft zurück auf den Stapel und goss sich eine

weitere Tasse Tee ein.

Tony hatte die Anzahl der Tassen nicht mitgezählt, war aber sicher, dass Dorkas' Körperzellen inzwischen vollständig mit schwarzem Tee gefüllt sein mussten.

»Die Dame, der die literarische Welt diesen Höhepunkt verdankt, heißt Sarah Hammond, und sie veröffentlichte diesen Text vor genau einer Woche unter der Überschrift *Eine Vision*.«

»Auch das ist noch keine hinreichende Entschuldigung, mich mit dieser Vision zu quälen.«

»Sachte. Sarah Hammond wurde ermordet.«

»Vermutlich von einem letzten verzweifelten Verteidiger des guten Geschmacks.«

»Möglich. Aber würde ein solcher Verteidiger des guten Geschmacks sich die Mühe machen, unsere Autorin mit fünf Messerstichen umzubringen und dabei jeden Stich exakt in die Hochachse des Körpers zu setzen?«

»Das kann Zufall sein.«

»Auch das kann ich Ihnen noch zugestehen. Aber ist es Zufall, dass die Einstiche genau in denjenigen Körperregionen sitzen, in denen eine ganze Reihe esoterischer Schulen, angefangen vom Yoga, die Chakren, die Energiezentren des Menschen sehen? Und kann es Zufall sein, dass sich der Mörder oder die Mörderin die Mühe gemacht hat, die Schädeldecke des Opfers zu durchbohren? Übrigens genau an der Stelle, von der tibetanischen Mönche behaupten, sie diene der Seele als Ausgang, um den sterblichen Körper zu verlassen? Und noch eines – würde sich ein Mörder der Aufgabe unterziehen, seinem Opfer die Augen auszustechen?«

»Das klingt nach einem Perversen aus einem dieser Wicca-Zirkel.«

»Ein Perverser macht sich nicht so viel Mühe. Er schnappt sich irgendein Schulmädchen und praktiziert in Daddys Garage einen selbst gebastelten Satanskult. Oder schubst Grabsteine um und kommt sich dabei gewaltig vor. Oder er pinkelt in die Ecke

seiner Gummizelle. Aber er nimmt sich keine Autorin vor, die in esoterischen Zirkeln schon Berühmtheit erlangt hat. Vor allem nicht, wenn sie nur unter Pseudonym veröffentlicht – in diesem Heft nennt sich Sarah Hammond *Isadora, Anbeterin der Isis*. Und dann der Zeitpunkt der Ermordung. Eine Woche nach der Veröffentlichung ihrer Vision. Warum eine Woche Wartezeit? Und die Antwort: Weil wir erst in der vergangenen Nacht Vollmond hatten!«

»Sie wurde also in der vergangenen Nacht getötet?« Über Tonys Rücken schienen Tropfen von Eiswasser zu rieseln. Der Traum der letzten Nacht drängte sich in seine Erinnerung und krachte in seine Gedanken wie eine Lokomotive, die einen Holzschuppen rammt.

Dorkas brauchte sich nicht einmal mehr die Mühe zu machen, nach dem Anlass für Tonys Erschrecken zu forschen.

Tony erzählte alles. Er ließ seine Erlebnisse der letzten Tage aus sich herausprudeln, erbrach förmlich wie ein Kranker alle Abenteuer und Gefahren, die sein ansonsten so braves Leben umgebaggert hatten. Als er geendet hatte, fühlte er sich besser. Er schämte sich und nannte sich selbst einen Schwätzer, aber er fühlte sich besser.

Die beiden Männer saßen eine Weile schweigend in der Küche, zwischen einem Spülstein, in dem sich das verkrustete Geschirr einer ganzen Woche stapelte, und einem Fenster, das den Blick auf einen tristen Hinterhof geboten hätte, wenn sich irgendein Mensch die vergebliche Mühe eines Blickes gemacht hätte. Die Uhr tickte und markierte unverdrossen ihren Weg durch die Zeit.

»Schlimmer als ich dachte«, sagte Dorkas nach einer Weile.

»Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich etwas mit der Sache zu tun ...?«

»Doch, das glaube ich. Jedenfalls auch einer bestimmten Ebene, die ich weder *höher* noch *tiefer* nennen will, haben Sie eine Verbindung zu der Tat. Stichwort *Tat* – ich bin sicher, dass es sich

um einen Ritualmord handelt. Und warum? Weil diese Frau etwas ausgeplaudert hat, was die Öffentlichkeit nicht erfahren durfte. Und sei es auch nur jener Teil der Öffentlichkeit, der in seltsamen Buchläden stöbert.«

»Also war diese sogenannte Vision etwas, das wirklich stattfindet?«

»Zumindest muss eine Nähe zur Wirklichkeit vorhanden sein. Eine allzu große Nähe wohlgemerkt.«

Tony sprang auf und lief durch die Küche. Seine Ellbogen rempelten scheppernd den Berg von schmutzigem Geschirr. »Wenn es eine Verbindung, welcher Art auch immer, zwischen mir und diesem Mord gegeben hat, dann gibt es auch eine Verbindung zwischen Sarah Hammond und Matanka und allen möglichen Vorgängen. Zumindest ist das naheliegend genug, um sich die Sache näher anzusehen. Und das werden Sie machen.«

»WER, ICH?« Dorkas schaute sich mit leichten Anzeichen von Panik nach einem imaginären Dritten um, der gemeint sein könnte. Erwartungsgemäß fand er niemanden, und so begann er sein Rückzugsgefecht. »Warum ich?«

»Weil Sie der Experte sind, Sir Edmond Dorkas, und weil ich etwas anderes vorhabe – ich kann jetzt doch nicht einfach durch dieses Land reisen, mit der Anklage einer Vergewaltigung im Nacken.«

»Lassen Sie den Sir weg, ich lege nicht viel Wert auf Titel. Aber die Anklage ...« Dorkas ergriff begierig die Gelegenheit, das Thema zu wechseln. »Anklage, tatsächlich, es gibt eine solche. Jemand hat Interesse daran, die ganze Angelegenheit möglichst hoch zu hängen. Sie sollten also demnächst in keiner Fernsehshow auftreten. Vergewaltigung, Körperverletzung, Beschädigung öffentlichen Eigentums, Sachbeschädigung – für Sie müsste ein neuer Henker eingestellt werden. Aber der Anwalt arbeitet daran. Sie haben in Panik gehandelt, die Frau ist eine Hysterikerin, die Wachleute brutale Wichtigtuer und so weiter. Wie gesagt, er ist ein Experte für aussichtslose Fälle.«

»Nun, dann ist es doch angebracht, wenn ich mich für eine Weile aus dem englischen Klima entferne.«

»Und wohin?«

»Ich dachte an Ägypten.«

»Ägypten!« Dorkas faltete seine Hände.

Man konnte das Krachen, mit dem Heathercrofts Unterkiefer auf die Schreibtischplatte aufschlug, förmlich hören. Da Heathercroft keine Durchwahlnummer besaß, hatte Dorkas in der Zentrale angerufen und, nachdem die Verbindung geschaltet war, Tony den Hörer in die Hand gedrückt.

»Tanner, du, ich glaub', ich hab' Visionen. Weißt du eigentlich, was hier los war, gestern tauchten plötzlich einige Typen von der Polizei auf und erkundigten sich nach dir und ich ...«

»Halt's Maul«, sagte Tony und war damit auf dem obersten Niveau an Höflichkeit, die er Heathercroft gegenüber aufzubringen vermochte, angelangt. »Ich rufe dich nicht an, damit du mir die Ohren vollquatschst, sondern damit du einige Sachen für mich erledigst.«

»Jetzt habe ich wirklich eine Vision. Bin ich dein Laufbursche? Bist du in irgendwelche kriminellen Machenschaften verwickelt und willst mich hineinziehen, was?«

»Pass auf, Heathercroft, ich sage es dir nur einmal. Erstens würde sich die mieseste Mafiabande davor ekeln, dich auch nur als Leiche vor der Tür zu engagieren. Zweitens wirst DU morgen schon Laufbursche sein, wenn du mein Gehör auch nur noch eine Sekunde mit deinem Geseire belästigst und nicht genau tust, was ich dir sage. Zur Erinnerung: unautorisierte Informationsabgabe über Büroangestellte an dritte Personen. Das bedeutet den Sekundenrausschmiss, wie sicherlich selbst dir bekannt sein dürfte. Soviel zum Geschäft. Und nun sage ich dir, was du machst.«

Heathercroft wimmerte noch ein wenig, gab aber dann angesichts der Entschiedenheit in Tony Tanners Stimme jeden weite-

ren Widerstand auf. »Ich brauche einen Flug nach Kairo, schnellstmöglich, Diplomatenstatus, Empfehlungsbrief – die ganze Palette rauf und runter.«

»Wie soll ich das machen, das kriege ich nie durch und außerdem ...«

»Wie du das machen sollst, du Pfeife? Zuallererst schickst du die Blondine, die gerade unter deinem Schreibtisch hockt, weg und machst deinen stinkigen Hosenstall zu. Dann beginnst du nachzudenken und ...«

Ein tiefes Stöhnen drang durch das Telefon, gefolgt von hektischen Geräuschen, die mit einem Türenknallen ihr abruptes Ende fanden.

»Oh Mann, wo hast du die verdammte Videokamera«, jaulte Heathercroft. »Und auch noch in Farbe, das ...«

»Das sollte dich zu der Überzeugung bringen, dass ich meine Augen und Ohren überall habe. Ich weiß viel mehr, als du armes Würstchen jemals auch nur ahnen wirst. Also, ich brauche den Kram bis zum frühen Nachmittag. Noch Fragen?«

»Wie zum Teufel soll ich das machen?«

»Heathercroft, woher diese jungfräuliche Bescheidenheit? Du bist doch auch sonst in der Lage, dich für acht Wochen beruflich nach Hawaii zu schicken, glaube bloß nicht, deine linken Touren wären mir entgangen. Aber um dein armes Gehirn nicht allzu sehr zu martern, gibst du an, dass irgendeine Herzogin, ein Name wird dir schon einfallen, und irgendeine höhere Charge der Kirche irgendwann in der nächsten Zeit ein koptisches Waisenhaus in Kairo besichtigen möchte. Ich brauche drei Wochen – und denk' dran, dass ich auch eine Kreditkarte der Firma brauche. Off Limits, versteht sich.«

»Ja, ja, ich werde mich bemühen. Und außerdem wollte ich dir noch was sagen, Tanner, es fällt mir zwar schwer, aber ...«

»Dass einem Neandertaler wie dir jede Form sprachlicher Äußerung jenseits von *Hunger, Durst, Liebe machen* schwerfällt, war mir schon immer klar. Also konzentriere dich auf deinen Job und

merke dir jetzt, wie du mir die Sachen zukommen lassen wirst. Sonst bringe ich dir nichts Schönes mit!«

Dorkas lehnte im Türrahmen und grinste Tony an, als der den Hörer aufgehängt hatte. »Sie lassen ein bewundernswertes Talent zum Kotzbrocken erkennen.«

Tony zuckte ungerührt die Schultern. »Betrachten Sie es als meine persönliche evolutionäre Anpassung an die Umwelt. Wenn meine Umwelt ein Interesse daran hat, mies zu mir zu sein, dann ändere ich mein Verhalten entsprechend.«

»Wann wollen Sie aufbrechen?«

»Schnellstmöglich. Ich schätze, dass ich am späten Nachmittag fliegen kann.«

Dorkas räusperte sich. »Und Sie sind wirklich der festen Überzeugung, dass sich nicht vorher eine kleine Reise nach Wales einschließen ließe, kleine vierundzwanzig Stunden, darauf kommst es wohl nicht an – und dann könnten Sie sofort ab nach Kairo ...«

»Keine Diskussion. Wales ist Ihre Aufgabe, Dorkas. Schließlich haben Sie die Angelegenheit ja auch aufs Tapet gebracht.«

Brummelnd zog Dorkas ab und begann, aus diversen Schränken und Kommoden jene Dinge herauszuziehen und auf sein Bett zu werfen, die er für ein Überleben in Wales für dringend notwendig hielt.

Tony betrachtete eine Weile, wie sich alles stapelte, und fragte erst, als Dorkas Bettlaken und Kissenbezüge neben eine Sammlung von Insektenspulver und Desinfektionsspray legte, ob die Absicht bestünde, eine komplette Eselskarawane zu organisieren.

Auf diese Bemerkung, die – wie Tony sich selbst eingestehen musste – noch ein wenig vom Stil seines Gespräches mit Heathercroft geprägt war, ließ Dorkas das Federbett, das er gerade in der Hand hielt, fallen und murmelte etwas von 'zu wenig Erfahrung mit Reisen'. Als Dorkas dieses sagte, machte er sich einer Lüge schuldig. Denn der einzigen und wirklichen Wahrheit entsprach, dass Dorkas nicht die allergeringste Erfahrung mit Rei-

sen hatte, weil er noch nie im Leben verreist war. Die Geografie von Dorkas' Welt wurde durch die Londoner U-Bahn- und Buslinien bestimmt. Jenseits dieser Grenze begann eine unbekannte Welt, die keinerlei Verlockung bot, aber mit größeren Gefahren verbunden war, als sie je ein mittelalterlicher Seemann bei der Fahrt in unbekannte Weite erwartet hätte. Rein theoretisch war sich Dorkas darüber im Klaren, dass die Welt keinen Rand hatte, über den hinaus der unglückselige Wanderer in eine endlose Tiefe stürzen könnte. Aber psychologisch war er zutiefst von dieser Möglichkeit überzeugt, ja, er hätte bei der Frage *Besteht die Gefahr, zehn Meilen jenseits der Grenzen von Greater London über den Rand der bewohnten Erde in das Nichts abzustürzen?* mit einem schmerzlichen *Ja* geantwortet und dabei jeden Lügendetektortest mit Bravour bestanden.

Niemals hatte Dorkas die selbst gesteckten Grenzen seines Gebietes überschritten. Niemals hatte er auch nur das Bedürfnis dazu gehabt. Dennoch war Dorkas der Idealtyp eines Entdeckers. Er war der Typ, der kein Risiko scheute, der immer weiter ging als die anderen, der immer wissen wollte, von Neugier, Abenteuerlust und Forschungsfreude getrieben, was hinter dem nächsten Hügel lag. Das Einzige, was Dorkas von einem Henry Livingstone oder einem Ronald Amundsen unterschied, war die Ebene, auf der die Fahrten ins Ungewisse stattfanden.

Dorkas erlebte geistige Abenteuer. Er sattelte keine Kamele und spannte keine Schlittenhunde an, sondern er griff nach Büchern. Seine Sümpfe bestanden in den Konjunktivformen des Aramäischen, seine Dschungel in den Königslisten der Assyrer, seine Wüsten in den öden Formeln ägyptischer Grabtexte. Hier scheute er vor keiner Schlussfolgerung zurück, wagte Gedanken und Überlegungen, die dem Rest der wissenschaftlichen Welt so unmöglich erschienen wie der Gipfelsturm für einen Gelähmten.

Die muffige Luft einer Bibliothek ließ Dorkas tief durchatmen, der Mief verstaubter Folianten weckte seine Lebensgeister mehr,

als es je der Duft einer Rose vermocht hätte. Im Gegenteil. Die Stadt war für Dorkas, und das konnte er wissenschaftlich belegen, die Keimzelle jedweder höheren Kultur. Jenseits der Stadt lauerte die wilde, ungezügelte Natur und sandte ihre abscheulichen Boten in Form von Bücher anknabbernden Mäusen, denkmalverschmutzenden Tauben oder mauersprengendem Gestrüpp in den umfriedeten Garten holder menschlicher Kulturtätigkeit. Eine Wiese konnte Dorkas höchstens in der Darreichungsform eines impressionistischen Gemäldes in einem Museum ertragen, ansonsten betrachtete er die Versammlung grüner Grashalme als empörend obszöne Zurschaustellung ungezügelter Wachstums und als hinterhältiges Asyl für Unmengen stehender, saugender, bohrender, nagender, knabbernder, kneifender oder Säure verspritzender Kerbtiere.

Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass die Aussicht auf eine Fahrt nach Wales Dorkas in einen Zustand höchster Besorgnis versetzte. Vor einiger Zeit hatte er gelesen, dass Südwales, genauer, die Black Mountains und die Brecon Beacons, ein Übungsgebiet des Special Air Service, einer Eliteeinheit der britischen Armee, ist.

Und nun stand er dem erschütternden Faktum gegenüber, dass er selbst in dieses wilde Land reisen sollte, in dem seiner Überzeugung nach hinter jedem Busch ein übermotivierter Scharfschütze der Armee oder ein walisisch singender Neuheide zu erwarten war.

Tony riss Dorkas mit einem Auftrag aus seinen düsteren Zukunftsvisionen. Da Tony naheliegenderweise nicht in seine Wohnung gehen wollte, musste Dorkas dorthin, um einen Koffer zu holen.

Kofferpacken war niemals die Sache von Tony Tanner gewesen. So erleichterte er sich das Berufsleben, indem er stets eine ganze Reihe von Koffern bereitstehen hatte, die er nach einem festen Schema packte. Es gab einen Koffer für gemäßigte Zonen, einen für heiße und einen für kalte Gegenden, und da nichts auf

der Welt so einfach war, als dass es durch einen Tony Tanner nicht noch etwas komplizierter werden könnte, waren die Koffer noch nach den Kategorien *Grandhotel*, *unauffällig* und *Safari* unterteilt, wobei *Winter/Safari* keine weiß gefärbte Tropenkleidung enthielt, sondern eine Auswahl von Kleidungs- und Ausrüstungsstücken, die jeden Polarforscher mit Neid erfüllt hätten. Die Wahrscheinlichkeit, diese Herrlichkeiten jemals nutzen zu können, lag bei Eins zu einer Milliarde, aber wer wusste denn, ob nicht ein Mitglied der *Royals* einmal von dem Wunsch übermannt würde, eine britische Antarktisstation zu besichtigen? Das Äußere der Koffer entsprach ihrem Inhalt, wobei die Auswahl von feinstem Leder über Leichtmetall bis zu grobem Leinen ging, dem man seinen horrenden Preis nicht ansah. Tony instruierte Dorkas genau, welchen Koffer er holen sollte. Allerdings war er sich selbst in diesem Moment nicht sicher, wo der erwünschte *Heiß/unauffällig* in der Reihe stand. Immerhin konnte er Dorkas auf den Weg geben, dass es sich um einen sandfarbenen Leichtmetallkoffer handeln musste. Auf dem Rückweg musste Dorkas an einen bestimmten Taxistand und dort, nach Austausch eines Passwortes, Tonys Reiseunterlagen in Empfang nehmen.

Dorkas hüllte sich in einen langen karierten Mantel, setzte eine Mütze mit Augenschirm und hochgebundenen Ohrenklappen auf und bewaffnete sich mit einem Schirm. »Sie können gerne das Telefon benutzen. Falls Sie Langeweile haben, spülen Sie einfach das Geschirr«, sagte er und empfahl sich.

Tony erkundigte sich telefonisch nach dem nächsten Flug nach Kairo. Es blieben ihm dreieinhalb Stunden. Genug Zeit, aber sicher nicht genug für Langeweile. Oder doch? Sein soziales Gewissen siegte und er machte sich seufzend daran, den Geschirrstapel zu reinigen.

Als er alle Teller und Tassen abgewaschen hatte, stand er mit Händen, von denen der Schaum klatschend auf den Boden tropfte, in der Küche und suchte nach einem Abtrockentuch.

Er fluchte halblaut vor sich hin. Was für eine miese Welt! Ein Butterbrot fiel immer auf die falsche Seite, die Bahnschranken waren stets geschlossen und ein Abtrockentuch war nie zur Hand, wenn man es brauchte. Er brauchte nur die Augen zu schließen, schon sah er Francine vor sich, wie sie theatralisch mit den Augen rollte und ihren Standard-Küchenspruch: *Was ist die Steigerung von Volltrottel?* - Mann! losließ.

Schon etwas lauter fluchend wagte Tony einen Durchbruch in das Badezimmer, wo er sich eines rosafarbenen Badelakens bemächtigte. Es war nicht leicht, das Geschirr mit dem großen Frotteetuch trocken zu reiben, aber er schaffte es ohne Verluste und stapelte hochbefriedigt Teller und Tassen zu sauber glänzenden Stapeln. Jetzt war eigentlich die Gelegenheit, Francine anzurufen.

Als er das Badetuch zurückbrachte, fiel ihm ein Bilderrahmen auf, der in dem kleinen Flur vor dem Bad hing. Jetzt, wo das Licht durch eine geöffnete Tür fiel, sah er, dass er kein Bild enthielt, sondern um eine Buchseite. Dorkas blieb also auch seinem ganz speziellen Stil treu.

Neugierig trat Tony näher. Das schützende Glas spiegelte. Er musste halb in die Hocke gehen, um die Buchstaben zu entziffern. Es handelte sich um eine Fotokopie aus einem wissenschaftlichen Werk, soviel war auf den ersten Blick zu erkennen. *Frag. gnost. graec.* stand oben auf der Seite. Und darunter las er:

»Ohne Zweifel gibt es unter den Juden Männer von ganz besonderer Weisheit, selbst wenn jeder gebildete Mensch den Glauben dieses Volkes, sie seien auserwählt und das einzige Volk ihres einzigen Gottes, heftig missbilligen muss. Denn sind wir nicht alle mit den Schwächen des Fleisches geschlagen, in gleicher Weise, ob Mann und Frau, und genauso wenn wir dunkelhäutig dem wilden Nubien entstammen, wie es auf die beutelüsternen Stämme des Nordens zutrifft. So sagen die Christen ... nicht nur von seinem Volk hochgelobt, sondern auch von Frem-

den, besaß Rauschai sowohl Klugheit als auch Wissen. Mag jeder selbst entscheiden, ob er dem Wissen oder der Klugheit den Vorzug gab, als er bei seiner Arbeit an dem, was die Juden *Talmud* nennen, diesen gewissen Text mit Stillschweigen übergab, den er, wie manche behaupten, von einem persischen Magier ... jener Männer, die in Höhlen oder Klöstern rund um das Tote Meer lebten, wie andere sicher zu wissen meinen. Die Ehrfurcht der Juden vor dem geschriebenen Wort ist bekannt und verdient Bewunderung und höchstes Lob. Daher ließ Rauschai einen silbernen Behälter anfertigen, in dem er das Stück Schriftrolle aufbewahrte. Er ließ aber den Behälter versiegeln und sicher verschließen, auf dass niemand den Text herausnehmen und lesen könne und auf diese Weise von Zweifeln übermannt würde. Den Behälter übergab er aber, wie ich sicher weiß, seinem ältesten Schüler, mit der Verpflichtung, ihn gleicherweise weiterzugeben bis auf den Tag der von ihnen erhofften Zeit des Messias. Und es heißt, dass niemand die Worte der Schriftrolle lesen dürfe, bis dass der Erhoffte den Behälter aufbricht und die Worte laut vorliest und spricht: Höret, dies sind die Worte des Lügners, denn sehet, ich bin gekommen. Ich traf aber in Alexandria einen Vorbeter der Synagoge, der behauptete, er kenne die Worte der Schriftrolle, denn sein Ahn habe den Rauschai belauscht zu dessen Zeiten in Babylon, wie dieser die Worte laut las und darauf erschrak und viele Wochen fastete und noch mehr betete, als es die Männer dieses Volkes an sich schon tun. Und die Worte der Schriftrolle gingen so: *Verflucht seien die Söhne der falschen Götter, denn um ihrer Willen wurde der Himmel verschoben und die Sterne von ihrem Platz versetzt, an den sie der Herr befohlen hatte, sodass die Taube sich verirrte und der Wanderer in der Wüste fehlging und ...*« Hier war die Seite beendet.

»Ich sehe, Sie haben meine Wendemarke entdeckt.« Dorkas stand plötzlich hinter ihm.

Tony wollte hochfahren, aber seine Knie waren steif und gaben nur widerwillig nach.

»Hier sind Ihre Reiseunterlagen.« Dorkas hielt Tony einen dicken braunen Umschlag hin.

Tony stakete zum Küchentisch und ließ den Inhalt des Umschlages herausgleiten. Heathercroft hatte pariert. Und auch der Koffer stand in der Tür.

»Ich hatte das Gefühl, dass mir jemand folgt«, sagte Dorkas. »Aber ich kann mich auch täuschen. Ich bin, glaube ich, etwas überempfindlich.«

»Nun, wenn nicht in den nächsten Minuten die Wohnung gestürmt wird, war es wohl eine Täuschung. Und wenn nicht? Dann können wir auch wenig machen, außer durch den Hinterausgang zu verschwinden. Aber ... Wieso Wendemarke?«

Dorkas schaute verständnislos auf Tony. »Na, Sie nannten diese Fotokopie doch Ihre Wendemarke, wenn ich mich nicht total verhöhrt haben sollte.«

»Haben Sie nicht. Wie viel Zeit bleibt Ihnen noch?«

Tony schaute auf die Uhr. »Mindestens zwei Stunden. Ich will auf keinen Fall auch nur eine Minute am Flughafen warten müssen.«

»Das reicht also für einen Rosy Lea (Cockney: tea = Tee). Und dann erfahren Sie die Sache mit der Wendemarke.«

Es bereitete Tony ein tiefes Unbehagen, sehen zu müssen, wie Dorkas das gespülte Geschirr wieder in Gebrauch nahm. Dennoch war die Aussicht auf so einen frischen Rosy Lea nicht schlecht.

»Der Text, den Sie vorhin gelesen haben«, erklärte Dorkas, »stammt von Diomedes Kybernes. Wie der Name schon sagt, muss es sich um einen Seemann gehandelt haben, der das gesamte Mittelmeer bereiste und vielleicht sogar die Biskaya, den Ärmelkanal und die afrikanische Westküste kannte. Aber das tut nichts zur Sache. Er lebte im 6. Jahrhundert, die genauen Daten weiß man nicht.

Also dieser Diomedes war kein selbstständiger Denker, aber ein begabter Sammler. Er verzichtete allem Anschein nach da-

rauf, bei seinen Hafenaufenthalten die üblichen Bordellbesuche zu machen, sondern besuchte statt dessen Kirchen, Sektenhäuser, Synagogen und Philosophenschulen, in denen sich die letzten Heiden trafen. Er war besonders von den gnostischen Lehren fasziniert, obwohl die Kirche zu seiner Zeit schon den Kampf gegen diesen gefährlichen Feind gewonnen hatte.«

»Gnostik sagt mir nicht allzu viel.«

»Kurz gesagt eine Glaubenshandlung, die darauf hinausläuft, diese Welt als fundamental schlecht anzusehen, weil sie nicht von dem wirklichen Gott geschaffen wurde, sondern von einem Demiurgen, einer Art Satan, der mit unserer Welt die eigentliche Welt Gottes nur nachäffte. Aber das ist im Moment Nebensache. Diomedes Kybernes lebte relativ lange und schrieb bis zu seinem letzten Atemzug. Er schuf eine regelrechte Bibliothek der antiken Religionen. Sie existierte in Konstantinopel bis zur Eroberung durch die Kreuzritter. Bei der Plünderung ging sie verloren. Dieser Text, den ich mir als Kopie in den Flur gehängt habe, ist alles, was von seinen Schriften noch geblieben ist. Möchten Sie noch einen Rosy?«

»Gern!«

»Der Rauschai, den Diomedes dort erwähnt, ist niemand anderes als Raw Aschi, der den babylonischen Talmud zusammenstellte. Übrigens nicht zu verwechseln mit dem Raschi, der am Mittelalter in Frankreich lebte. Nun, und der Text, den Raw Aschi ganz bewusst nicht in seine Sammlung aufnahm, ist die sogenannte dritte Genesis-Variante.«

»Ich versuche, verständnisvoll zu blicken, aber ich fürchte, es misslingt mir doch ...«

»Wir alle habe in der Sonntagsschule gelernt, dass es zwei verschiedene Versionen der Schöpfungsgeschichte gibt. Einmal wird der Mensch zusammen mit den anderen Geschöpfen erschaffen, ein anderes Mal aus Lehm geformt und in den ominösen Garten gesetzt. Und es muss eine weitere Variante gegeben haben, die in jüdischen Kreisen zirkulierte. Da Diomedes mit sei-

ner Vorliebe für den Gnostizismus anscheinend alles in Bewegung gesetzt hat, um ihren Text herauszufinden und er sie ausführlich zitiert, erscheint mit sicher, dass es eine gnostische Version war. Zumal Raw Aschi über seinen Fund eher entsetzt als erfreut war. Er hätte das Papier vernichtet, wenn nicht der Name Gottes darin erschienen wäre und das Papier unantastbar gemacht hätte. So verfiel er auf die Lösung mit dem silbernen Behälter.«

»Und dieser Text, diese verlorene dritte Genesis-Variante war Ihre Wendemarke?«

»Nicht so hastig. Sie ist ja nicht verloren. Sie existiert in ihrem silbernen Behälter. Ja, irgendwann vor einigen Jahren begann ich, den Weg dieses kleinen Behälters zu verfolgen. Nicht einfach und auch eher ein Hobby neben meiner wissenschaftlichen Arbeit. Aber hochinteressant. Der Gegenstand wurde immer wieder erwähnt, obwohl es gerade in diesem Bereich nicht einfach ist, zwischen Angebern, Fantasten und ernsthaften Berichterstatlern zu unterscheiden. Ich fand also heraus, dass die silberne Kostbarkeit nach Südfrankreich wanderte, dann im Zuge einer Judenvertreibung über das Elsass in das Rheinland kam. Als sich die glaubenseifrigen Kreuzzügler auf ihrem Weg in das Heilige Land zuerst einmal auf die jüdischen Gemeinden stürzten, muss sich ein französischer Ritter namens Adolphe de Vallebrun, nachdem er den Besitzer massakriert hatte, des Behälters bemächtigt haben. Er wusste nichts von dem Inhalt. Für ihn war das ein seltsamer Talisman, und er trug ihn während des Kreuzzuges, wo er ihm allen Anschein nach Glück brachte und vererbte ihn dann weiter. Das Geschlecht Vallebrun verlosch, der Besitz ging auf einen Verwandten über, der alles Mobiliar auf sein Schloss nach Südfrankreich brachte. Leider standen seine Erben während der Revolution auf der falschen Seite. Das Schloss wurde gesprengt, die Bewohner getötet oder vertrieben, und das Inventar verkauft. Ich fand eine Liste des Käufers, eines jungen Pariser Kunsthändlers namens Salomon Levi. Der Name sollte uns

misstrauisch machen. Jedenfalls ist unter dem gesammelt gekauften Inventar auch ein *silbernes Schmuckstück mit jüdischem Dekor*. Langweile ich Sie?«

»Keinesfalls. Berichten Sie weiter, bitte.«

»Es scheint, als hätte der ansonsten sehr geschäftstüchtige Monsieur Levi keine Lust, den besagten Gegenstand zu veräußern. Irgendwann bei den Unruhen 1848 wurde sein Laden geplündert, obwohl Levi Christ und respektabler Bürger war. Vielleicht hätte er den Namen wechseln sollen. Er starb 1851. Vorher erhielt er Besuch von einem Russen namens Sewkowitch, der als Kunstagent tätig war. Hier wurde für mich die Sache etwas schwierig, denn Sewkowitch war zugleich Agent des Zaren und hinterließ ungern Spuren. Aber ich erwischte ihn sozusagen durch eine Zeitungsmeldung über einen Ball in der russischen Botschaft, wo er als Gast erwähnt wird. Sewkowitch kaufte *etwas*, nämlich genau unseren Gegenstand, und verkaufte ihn an Jewgenij Orosin Stoljaskin. Und nun nähern wir uns der Wendemarke. Dieser Stoljaskin stammte aus einer Familie getaufter Juden. Sein Urgroßvater war schon konvertiert. Die Stoljaskins lebten in Odessa, waren reiche Kaufleute in einer weißen Villa in der besten Lage der Stadt. Das Familienoberhaupt sammelte Schriften und andere Altertümer. Und 1881 wurde die Villa verbrannt und die Familie getötet. Das war meine Wendemarke.«

»Ich verstehe nicht ganz ...«

»Es ist doch offensichtlich. 1881 war das Jahr, in dem in ganz Russland Pogrome gegen die Juden begannen. Anfang März 1881 brachen die Verfolgungen auch in Odessa aus. Aber, und darauf kommt es an und Sie können sicher sein, dass ich alte Stadtpläne studierte – die Läden und Wohnungen der Juden, die in Odessa daran glauben mussten, waren in einem ganz anderen Viertel. Wieso also zieht eine Menge von fanatisierten Judenhassern in ein Villenviertel, um das Haus eines Kaufmannes, dessen jüdische Herkunft nur noch in den Familienanaln verzeichnet gewesen sein kann, und äschert dieses Haus mit allen darin be-

findlichen Personen und Gegenständen ein?«

»Sie meinen der – Gegenstand, die Genesis-Variante?«

»Genau, irgendjemand nutzte die Gelegenheit –, wenn er nicht sogar selbst die Gelegenheit schuf, denn die 1881er-Pogrome waren oft von oben gesteuert – um diesen Text zu vernichten. Und genau das war meine Wendemarke. Ab dann fragte ich mich, wer so viel Macht, so viel Menschenverachtung und so viel Intelligenz besitzen konnte, um solche Dinge zu arrangieren. Und das vielleicht sogar über Jahrhunderte hinweg.«

Tony schluckte. Sein Lachen klang etwas gekünstelt. »Jetzt kommen die Geheimgesellschaften, nicht wahr?«

»Exakt.«

»Das ist lächerlich. Dieser Quatsch mit Verschwörungen von Reaktionären, Juden, Illuminaten, Rosenkreuzern, Kommunisten, Jesuiten, Papisten, CIA, KGB. MI 5, MI 6, Freimaurern – seit Neuestem sind die Neonazis ja stark en vogue. Das kann doch keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken. Das ist doch alles propagandistischer Mist!«

Dorkas lehnte sich zurück und schaute Tony ernst an. »Genau das soll die Öffentlichkeit ja auch glauben. Ich will es mal so erklären: Wenn der Junge Tony die Schokolade seiner Mutter geklaut hat und die Mutter das entdeckt, dann wird der Junge nicht sagen, dass die Schokolade nicht verschwunden ist, denn diese Tatsache lässt sich nicht leugnen. Er wird vielmehr sagen, dass seine Schwester die Diebin war.«

»Ich verstehe mal wieder nicht ganz.«

»Womit kann man eine Geheimgesellschaft am Besten verstecken? Hinter anderen Geheimgesellschaften. Die Taktik besteht in der Immunisierung des öffentlichen Bewusstseins: Schütte die Zeitungen zu mit wilden Geschichten von Freimaurern, esoterischen Verschwörungen, papistischen Ränkespielen. Bringe so einen Schund wie die *Protokolle der Weisen von Zion* in die Öffentlichkeit. Lasse den Spekulationen freien Lauf. Lasse Cagliostro seine Schiebereien machen, und lasse Dumas seinen Fantasien

entwickeln, lasse die Alchemisten Mumien ausgraben und gönne den Mitgliedern der Society ihren *Ordo Templis Orientalis*. Und hinter dieser Nebelwand kannst du wirken, kannst du deine Fäden ziehen, kannst du das machen, was du willst.«

»Sie meinen also, es gibt diese Geheimgesellschaft, die so geheim ist, dass sie keiner kennt?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann nur sagen, dass ich seit diesem Tag, als ich von dem Ende der Familie Stoljaskin hörte, sozusagen auf der Suche bin.«

Dorkas erhob sich ächzend. »Ich bin zum Kartografen geworden. Ich versuche, Spuren zu finden, Zusammenhänge zu erkennen, Linien zu ziehen, die sich vielleicht einmal zu erkennbaren Umrissen verdichten. Und auf diese Weise habe ich die letzten Jahre verbracht, ich habe manches entdeckt und nichts verstanden. Aber ich habe zumindest Menschen gefunden, die, ohne dass sie einen Fall für den Psychiater darstellten, denselben Verdacht hegen wie ich. Die auch Spuren gefunden haben.«

»Und was ist meine Rolle in diesem Spiel?«

»Das muss sich noch zeigen. Vielleicht sind Sie eine Spur. Oder ein Teil der Lösung. Aber wenn Sie nicht aufpassen, dann geschieht Ihnen dasselbe wie den Stoljaskins. Aber weil Sie lernfähig sind, werden Sie das wohl jetzt annehmen.«

Aus dem Küchenschrank hatte Dorkas das Holzkästchen geholt, in dem die Peitsche lag.

Tony war in der Tat lernfähig. Außerdem ließ sich die Peitsche tatsächlich wie ein Armband um den linken Unterarm legen.

Dann verließen Tony Tanner und Dorkas die Wohnung, überquerten einen Hof und gelangten durch einen Keller auf eine Querstraße.

Dorkas besorgte ein Taxi.

»Wünschen wir uns Glück«, sagte er zum Abschied. »Wir können es beide brauchen.«

Ende des 1. Bandes

